OLZ

XXXVI / 12 DEZEMBER 1933

Der Bau des einfachen Verbalsatzes im Ossetischen.

Wilhelm Schulze zum 70. Geburtstage in tiefster Verehrung.

Von Ernst Lewy.

1. Da das formale Zentrum jedes verbalen Satzes auf indogermanischem Sprachgebiete das Verbum ist, zeigt auch der Satz der ossetischen Sprache den Bau, den man nach der subjektiven Struktur des indogermanischen Verbums zu erwarten hat. Sätze wie *ug täx-y äxsäv* 'die Eule fliegt nachts' Rajdajän činyg (= Anfangsbuch) 1925, S. 82 oder *ug uarz-y talyng bynät-tä* 'die Eule liebt dunkle Orte' ebd. bieten dem auf das Neuidg. eingestellten Blicke nicht viel Merkwürdiges: ein Subjekt beim intransitiven und beim transitiven Verb, durch einen Nominativ, als welcher ein endungsloser Stamm auftritt, bezeichnet; ein Verbum, dessen 3. Pers. Sing. gegenüber der Wurzel charakterisiert ist (nicht nur durch den Gegensatz gegen die 1. und 2. Pers.); ein Objekt, das zwar dieselbe endungslose Form wie das Subjekt bezeichnet, das aber durch die Situation — die gehört zu allem Sprechen dazu — eindeutig gekennzeichnet ist; die Stellung scheint hier keine entscheidende Rolle zu spielen (s. R. v. Stackelberg, Beitr. z. Syntax d. Oss. 94—95). Was wir in Westeuropa sehen, dürfen wir auch im Kaukasus erleben; daß wir uns in einer exotischen Umgebung befinden, spüren wir im Kindergarten uns wohlbekannter Beschreibungen noch nicht.

2. Doch stellt sich dies heimatliche Gefühl als eine übertreibende Täuschung heraus, schon, wenn wir zu den uns ebenso gewohnten Fabeln gelangen, in denen das Präteritum der Erzählung auftritt. Da finden wir eine grammatische Differenz, die wir aus unserer Sprache zwar kennen, hier aber zu einer grammatischen Form ausgeprägt, zu einer deutlichen Kategorie: *sag baxudti ämä zaxta jä rodän* 'der Hirsch lachte und sagte (zu) seinem Kalbe' ebd. S. 91, oder *xäfsytä fätarstysty ämä donmä säxi bakaldtoj* 'die Frösche erschraken und ins Wasser sich stürzten' ebd. S. 96. D. h. die Verben bilden ihr Präteritum verschieden, je nachdem sie intransitiv oder transitiv sind (s. Miller, Spr. d. Oss. 72—73).

3. Wenden wir uns aber von diesen doch etwas zivilisierten Texten ab und der Märchenprosa zu, so erscheint eine Form der Rede, die noch mehr mittelmeerisch-kaukasischen Duft atmet. Munkácsi, der unermüdliche Forscher, der uns die erste größere Sammlung ossetischer Märchen mit deutscher Übersetzung und reichlichen, das Verständnis sehr erleichternden Anmerkungen geschenkt hat, hat diese Eigentümlichkeit der Sprache das erstemal, da sie in seinen Texten auftritt, mit einer Anmerkung bedacht: *jä bäxortta yäzäʒə* 'ihn aß er den Gast' Blüten der osset. Volksdichtung, Budapest 1932, Abdr. aus Kel. Szemle XX, XXI (= M.), S. 18 Anm. 11. Auch für das dativische Objekt kommt dasselbe vor: *läppu jən zäxta jä xojän* der-Bursch ihr sagte seiner Schwester ebd. S. 64 VII 2—3, und für den Loc. ext.: *käsag äm ärbäzdäxti . . . läppumä* der-Fisch zu-ihm wendete sich . . . zu-dem-Burschen S. 92 II 2—3. Es ist die besonders aus balkanischen Sprachen bekannte pronominale Vorausnahme des Objekts, für die im Albanischen die Regel geradezu lautet: „Wenn das Verbum . . . ein Objekt bei sich hat, so wird . . . dem Verbum immer die enklitische Form des Personalpronomens . . . vorgesetzt" Lambertz und Pekmezi, Lehr- und Lesebuch des Albanischen S. 15 Anm. 1. Diese oss. Eigentümlichkeit findet sich, soviel ich sehe, bei Miller (Spr. d. Oss.) und v. Stackelberg (Beitr. z. Syntax) nicht erwähnt, natürlich nicht, weil sie sie nicht kannten, sondern weil sie in die grammatische Darstellung nicht leicht verwebt werden kann. Sie wirkt wie das objektive Verbum; etwa der ugrischen Sprachen oder des Baskischen[1].

4. Schwerer noch wäre es, eine andere Eigenheit des oss. Satzes in die Grammatik einzuarbeiten. Besonders häufig und auffällig tritt sie in den Texten auf, die von Conkadze und Corajev gesammelt und von Schiefner herausgegeben worden sind (Osetinskije teksty . . . izdal . . . A. Schifner, Sankt Petersburg 1868 = Sch.), und die besonders volkstümliche Rede zu geben scheinen. Wir lesen da z. B. von einer Sau, die drei Junge hatte, die sie mit gesalzenen Fischen dick fütterte, wodurch sie vor Durst beinahe starben; dann fährt die Geschichte fort: *dzäry dyn donmä äŭad ämä, kŭdtär don ävgänynmä qavyd jä kärtaj, aftä in biräy jä ägkoj äbädt* 'die-Sau dir zum-Wasser lief und, sobald Wasser zu-schöpfen sie-beabsichtigte mit ihrem Eimer, da ihr ein-Wolf auf ihren Rücken sich-setzte' Sch. 68, 2—4. D. h. es wird im Eifer der Erzählung ein dir eingeschoben, das wirklich keinerlei materielle Beziehung auf die angeredete Person enthält, sondern nur etwa eine vertrauliche oder lebhafte Gebärde darstellt. Da m. W. diese Eigenheit des Oss. in der Sprachwissenschaft noch nicht bekannt ist, muß ich doch einige Beispiele anführen[2]. In derselben Geschichte heißt es: *biräyän dyn fyr-mästäj jä sär ärŭaxta ämä jŭ ran nyf-fäldäxti. dunej xalädtäj cy udi, udon dyn är-taxtysty, ämä jä kurc-kurc-känyn bajdydtoj; uj dän dyn jä dändägtä fä-zyqqyr-kodta* . . . dem-Wolfe dir aus-Überzorn seinen Kopf er-herabhielt (d. h. er ließ seinen Kopf sinken) und auf eine Stelle stürzte. der-Welt von-Raben was war, diese dir herbeiflogen, und ihn zu-picken fingen-an; er auch dir seine Zähne fletschte'; ein Beispiel, das besonders deutlich die Art dieses Gebrauchs zeigt, weil es ja z. B. ganz zweifellos ist, daß der Wolf dir nicht die Zähne fletscht,

1) Entsprechend lieben Subjekts- und Objektssatz einen pronominalen Hinweis: *läpbŭ käj ämardi, uj nicy käny* 'der Knabe daß er-starb, das nichts macht' Sch. (s. o.) 75, 6—7; *äz, afädzäj afädzmä cy xur käsyj, uj jŭ bon fä-käsyn-kändzynän* 'ich, von-Jahr zu-Jahr (in einem Jahre) was die-Sonne sieht (scheint), das einen Tag scheinen-werde ich machen ebd. 49, 10—11.

2) Für das Verständnis schwierigerer Stellen und selbst einfacher, wenn die Worte mir fehlen, war mir das Wörterbuch von Miller-Freiman (= M.-F.) von unschätzbarem Werte. Da es noch nicht beendet ist, sind die Glossare von Christensen, Stackelberg, Munkácsi zu ihren Texten auch noch sehr nützlich.

Sch. 69, 14—16. Sch. 52, 10 wird sehr richtig bemerkt: *ätot datel'nyj padež, vstavljajuščijsja dlja oživlenija réči, vstréčajetsja často v nastojaščem razskaže.* Wir dürfen diesen Gebrauch, wie mir scheint, nicht ohne weiteres mit dem des Dativus ethicus gleichsetzen, der ihm gewiß nahe steht, und der auch im Oss. vorkommt (v. Stackelberg, Syntax 19, wo sogar eins der oben genannten Beispiele als Dat. ethicus betrachtet wird), und von dem er gewiß nicht ganz scharf getrennt werden kann — und darf. Die Bedeutung ist aber merklich schwächer. Ich vermag damit nur den Gebrauch der Bezugsformen im Baskischen zu vergleichen (vgl. Cauc. 9 S. 90; schön wäre es, wenn man die Verbreitung des dort erwähnten deutschen Sprachgebrauches kennen würde).

5. Eine andere Eigenheit des oss. Verbums und Satzes tritt bei Sch. in der manchmal noch unbestimmten Rechtschreibung und Worttrennung zutage; leichter verständliche Beispiele finden wir aber auch in dem zuerst genannten Lesebuche. Etwa: *bälon äj audta, fä-täriyäd*[1] *yn kodta ämä jäm k'aliu cäbbärsta* 'die-Taube sie sah, -Mitleid ihr machte und ihr (Loc. ext.) einen-Zweig hinwarf' (S. 87, ebenso S. 96). D. h. das Verbalpräfix *fä-* (Miller, Spr. d. Oss. S. 83 nr. 10) steht von seinem Verbum entfernt, durch zwei Objekte getrennt, bildet mit ihnen und ihm eine Gruppe. Diese Erscheinung ist durchaus nicht unidg. (s. Finck, Haupttypen 140), aber den heutigen idg. Sprachen ist sie fremder geworden, besonders, da das Präfix, wie in dem eben genannten oss. Beispiel, fast nur formal[2] wirkt. — *dä avd läpbuj k'ubaltä dyn jŭ k'undzixyl kŭ* (*nä*) *nyl-lyg-känon* 'deiner sieben Jungen Hälse dir auf einem Block wenn (nicht) ich-abhaue' Sch. 45, 8—9; wo *lyg* nach M.-F. 779 'abgeschnitten, Abschnitt, Klotz, Stück, Wunde' bedeutet, *lyg-känyn* 'schneiden, hauen', *ny-* Verbalpräfix ist (Miller, Spr. d. Oss. S. 83, 9), nach dem der Anlaut des nächsten Wortes gelängt wird. Vgl. *rä-ləg‿sən‿kotton* 'ich habe ihnen abgeschnitten'; 34, 11 (36, 5): *är-bä-ləg‿kotta*; 66 VIII 12—13 *nəl-ləgt'ä‿kotta* mit dem das Verb bildenden Nomen im Plural (M.-F. 779). *əs-ɣäŋkt'ä‿jä kotta* zergliederte ihn (in Stücke *ɣoŋg, uoŋg*) ebd. 136 I 2—3 (138 II 5). *ra-fardäg-kodta* 'entführte, führte fort' Sch. 46, 9—10 (M.-F. 978)[3]; *syn kŭ fä-minas-känyn-kodta* 'sie als ge-Bewirtung-machen-er machte' Sch. 73, 1.

6. Gruppenflexion steht, wie schon mehrmals bemerkt (s. bes. Ung. Jahrb. 8, 283) mit Flexionsisolierung in Verbindung und muß es wohl auch. Vielleicht dürfen wir da eine nicht ganz häufige Fügung des Oss. hier einordnen. Bei M. 30 XI 4 heißt es: *läppu nä qal känə* 'der Jüngling wird nicht wach'. In der Anmerkung dazu heißt es: *qal* 'wach . .,' *qal känən* 'aufwachen', . . . 'wecken', *qal ŭdəstə* 'sie sind wach . . .' *sə-qal dän . . .* (*sə* zu *dän*!) 'ich wachte auf'; wozu *syqal känyn* 'aufwecken', *syqal un* 'aufwachen' M.-F. 1158, wozu 424 *qal* 'wachend, Wachen, Erwachen'. Der grammatische Tatbestand ist wohl: *qal* gibt den Begriff in weitem, grammatisch nicht fest bestimmtem Umfang, nicht adjektivisch, nicht substantivisch festgelegt; verbale Elemente, zuständlicher, umbildender, verursachlichender Bedeutung, schaffen den vollen verbalen Begriff, wie etwa unser wach in Verbindung mit sein, werden, machen auftritt außerhalb der Kongruenz. Die oss. Worte in Verbindungen dieser Art scheinen aber doch auch wirklich substantivische Bedeutung zu haben, wie andere auch: *stong* bedeutet 'Hunger' und 'hungrig' M. 18, 9, M.-F. 1128; *qän* 'Bruch, Verletzung' und 'verletzt' M. 112, 3, M.-F. 440; *äncad* 'still' und 'Ruhe' M.-F. 166; *kast* 'gesehen' und 'Sehen' M.-F. 667. Überhaupt bildet die Partizipialbildung auf *-d*, die bei intransitiven Verben als finites Verb sehr häufig ist (s. Christensen, Textes ossètes S. 24 Anm. 2[1]), auch Verbalabstrakta (wie etwa die englische Bildung auf -ing Bezeichnung des Partiz. Praes. und des Abstraktums — geworden — ist). Doch bin ich mir noch nicht völlig im Klaren, ob dieser letzte Punkt überhaupt zu den bezeichnenden des Oss. zu rechnen ist, und ob überhaupt zu den flexionsisolierenden (vgl. OLZ 1925. 817; Ung. Jahrb. 8. bes. 283; Cauc. 9. 104 Anm.).

7. Die Kategorien, die das ossetische Verbum in seiner inneren Form im Satze zutage treten läßt, sind aber doch im ganzen deutlich: neben das subjektive Verbum (s. § 1) treten die Kategorien: 1. transitiv-intransitiv (s. § 2); 2. objektiv (s. § 3); 3. Anredeform, Bezugsform (s. § 4); 4. gruppenflektierend (s. § 5); 5. flexionsisolierend? (s. § 6). D. h. dieselben Kategorien, wie wir sie im Baskischen ausgebildet finden, wofür ich meist einfach auf meine „Skizze einer elementaren Syntax des Baskischen" (Cauc. 9) verweisen darf, und zwar für 1. auf § 8, 1 und § 9; für 2. auf § 5 S. 98; für 3. auf § 1 S. 89—92; für 4. auf Ung. Jahrb. 8. 282; für die fragliche 5. auf Cauc. 9. 104 Anm. Fast dieselben Kategorien finden sich im Georgischen, wofür ich nur auf Fincks in den Grundzügen nicht bestrittene Darstellung hinweisen darf; ob wir im Georgischen etwas, was der Anredeform entspricht, haben, weiß ich nicht und kann es nicht feststellen. Um es zu wissen, müßte man wahrscheinlich die gesprochene Sprache gut kennen. Daß diese Kategorie etwa im gesprochenen Französischen durchaus lebendig ist, würde ich, ohne Saroïhandys Belehrung, auch nicht wissen.

8. Wie die inneren Übereinstimmungen der drei Sprachen historisch zu begründen sind — man nennt das wohl auch oft erklären —, habe ich nicht zu behandeln; die Behandlung auch der historischen Überlieferungen kann nicht meine Aufgabe sein. An einige andere Übereinstimmungen zwischen Baskisch und Ossetisch: die Fülle der anschaulich-ablautenden Verba, die große Rolle labialer Konsonanten bei verbalen Reduplikationsbildungen, und besonders bei der Nominalflexion: die Endungslockerheit, die Postpositionen, die Beseitigung des Unterschiedes zwischen Ruhe- und Richtungsausdruck[2] — sei nur erinnert[3],

---

1) Diese beiden Elemente als ein Wort gedruckt.

2) Ich bin mir der Unzulänglichkeit dieses Ausdruckes durchaus bewußt, weiß aber z. Zt. noch keinen besseren. — Philosophisch begabtere Linguisten könnten sich hier wohl Verdienste erwerben.

3) *fardäg* 'geschwind, flink, verschlagen', *ä-fardäg‿kotta* унесъ, утащилъ, *s-fardäg känən* 'flink entführen' M. 62 Anm., *ä-fardäg-i* 'er entfernte sich', ebd. 110 V 17. Ist dies das Wort, das skyth. φυγάδες, exules bedeuten soll? (Vasmer, Iranier in Südrußland 47).

1) Wie etwa: 'als er nach Hause gekommen'; aber auch in Hauptsätzen. Auch in der 3. Sing. Fut. fehlt oft das *-ī*, das Verb. subst..

2) Auch für das Altgeorgische belegt G. Deeters in seiner Arbeit 'Armenisch und Südkaukasisch' den Zusammenfall des Wo?- und Wohin?-Kasus (Cauc. 4. 22). Das Ossetische wäre manchmal als Parallele merkwürdig. Ist zu Cauc. 4. 26, 30 Miller, Spr. d. Oss. S. 79 Mitte beizuziehen?

3) Schuchardt wurde durch den georgischen Akzent an den baskischen (und den französischen) erinnert (Cauc. 3. 49). Über den ossetischen Akzent haben wir nun die Mitteilungen von Andreas bei Christensen, Textes oss. 9—10 und von M. 7—11,

da sie auf beiden Gebieten bekannt sind. Die Nominalflexion des Oss. bietet aber noch einen Zug, den ich durchaus nicht mit dem Bask. zu vergleichen weiß: das bestimmte, belebte Objekt tritt in den Genetiv[1], womit — offenbar richtig — v. Stackelberg a. a. O. die bekannte Eigenschaft des Russ. vergleicht, daß das belebte masc. Objekt im Genetiv steht. Im Mordw. sind Genetiv und Akkusativ zusammengefallen, und dieser eine, „grammatische Kasus" bezeichnet so häufig das Objekt[2]. Die Objektsbezeichnung in den drei Sprachen, obwohl immer leise wechselnd, glaubte ich zusammenhalten zu müssen und schloß auf eine russ.-oss.-mordw. Gemeinschaft (in der unten zitierten Arbeit). Wäre diese mit der hier entwickelten Anschauung zu vereinen? Vielleicht so: die Osseten haben in ihrer langen und auf gewaltigen Strecken sich abspielenden Geschichte allerlei durchlebt: in einer Sprach- und Kulturgemeinschaft gewann der Objektsausdruck diese seine Gestaltung, in einer anderen der Verbalausdruck. Im südlichen Rußland gestaltete sich jener, im Kaukasus dieser, beide durchaus auf idg. Grundlage. — Die Substrattheorie ist nicht das Allheilmittel, an das die großen Positivisten, obwohl Ascoli zu ihrer Zeit sie auch eindringlich predigte, Delbrück, Brugmann, Paul, nur vergessen haben: die Typenforschung muß mit der Substrattheorie zusammengehen. Im Grunde berühren sie sich; — und keine Sprache hat einen Typus.

9. Dieser Aufsatz, so kurz aus äußeren Gründen, hat mehrere methodische — gegen diese unüberwindliche Macht in mir kann ich nicht an — Ziele, die ich heute offen bekennen möchte. Mir schien immer wunderbar die Fähigkeit des alten Winkler, aus wenigen Sätzen einer Sprache ein typisches Bild von ihr zu gewinnen. Wäre das bei schärfster formaler Interpretation auch allgemeiner möglich? — Sind die oben entwickelten Anschauungen über das Oss. rein durch sprachliche Analyse gewonnen? oder hat irgend eine Kenntnis von der Geschichte der Osseten etwa doch mitgewirkt? Und sind diese Dinge nur findbar gewesen, weil mein Auge durch das Studium des Bask. schon geschärft, oder schon — voreingenommen war? Diese Fragen kann ich nicht beantworten. Aber von dem Manne, dem ich diese Arbeit darzubringen wage, der seine wunderbaren, auch methodisch so oft ganz neue Wege weisenden Werke, die er aber nie mit einem theoretisierenden Worte verunziert hat, in fast übermenschlicher Zurückhaltung aufgebaut hat, — von ihm werde ich erfahren, ob hier ein Weg eingeschlagen ist, der schon zu einer erfreuenden Aussicht in die weite Welt führt, oder nur ein Holzweg —, auf dem weiteres Baumaterial aber doch herangeschafft werden darf.

89—90. Jedenfalls ist der Akzent schwach. Bei Christensen S. 36 heißt es: *ráisomy xúy ämä árs sä xärγn áfon kärímä ärcýdysty ämä tajúmä xärγn báidydtoi*; d. h. ′××′××′×′×′××′××××′×′ ××′′××. Also *xärγn* nach *árs sä* und vor *áfon*· M. bietet 32[1]: *cə dä*· *qäγə*· ×′×′; 32[2]: *män lävar nä qäγə* ××′×′×. Über die rhythmische Akzentuation wäre manches zu forschen; auf meine Versuche in meiner Tscheremissischen Grammatik darf ich hinweisen. Über den baskischen Akzent habe ich zwar gearbeitet, wage aber die Arbeit noch nicht zu veröffentlichen. Franz. ne vous dérangez pas kann betont werden: *nə vu*· *derä*·*že pa*· ×′×′×′.

1) Diese Regel bedarf noch genauerer Prüfung, s. v. Stackelberg, Synt. 6, Bouda, Ung. Jahrb. 13. 157.

2) Genaueres über die Objektbezeichnung im Mordw. in einer kleinen, bald erscheinenden Arbeit. Da auch Belege dafür, daß das Obj. im Mordw. oft durch den Iness. (der allerdings auch = Instr.) bezeichnet wird: im Osset. lautet gleich dem das Objekt bezeichnenden Gen.-Akk. der Loc. int. „Zufall"? Der Dativ des Georg., der heute nach Finck (Haupttypen 142) ein rein grammatischer Kasus ist, der in gewissen Fällen das 'nähere' Objekt zu bezeichnen hat (ebd. 134. 1), diente im älteren Georg. auch als Lokativ („wo?") nach Deeters, Cauc. 4. 22. Zu vergleichen?

Besprechungen.

Allgemeines.

Schaal, Hans: **Vom Tauschhandel zum Welthandel.** Bilder von Handel und Verkehr der Vorgeschichte und des Altertums. Leipzig: B. G. Teubner 1931. (X, 202 S., 36 Taf., 5 Kt.) 8°. RM 8 —; geb. 10 —. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Verf. beginnt seine Darstellung mit dem vorgeschichtlichen Handel. Vor 30 Jahren hätte niemand für möglich gehalten, daß so bald eine Skizze hiervon gegeben werden könne, mancher erinnert sich des berechtigten Aufsehens, das Montelius' „Der Handel der Vorzeit" im ersten Bande der Berliner Prähistorischen Zeitschrift machte. Wir wissen aber auch, daß in wenigen Jahren unser Wissen überholt sein wird, was jeder besonnene Beurteiler in Rechnung stellen muß. So ist es mir einstweilen fraglich, ob der in Mauer bei Wien gefundene Feuerstein wirklich soweit exportiert wurde, wie Sch. anzunehmen scheint. Verf. gibt leider für die vorgeschichtliche Zeit keinen Hinweis. Sind die neolithischen Feuersteine im Eggenburger Museum, die Funde von Groß-Weikersdorf mit dem Material von Mauer verglichen und lassen sich daraus Schlüsse ziehen? (Die Angabe S. 2, das Paläolithikum reiche von 7000 bis 3000 v. Chr., ist wohl ein Druckfehler.) Im übrigen bin ich mit dem Verf. ganz darin einverstanden, daß bereits in neolithischer Zeit mit einem ausgedehnten Import zu rechnen ist. Auch unter den ägyptischen Steinbeilen der Zeit sind zweifellose Importstücke, vielleicht von weither.

Verf. folgt Schuchhardt in seiner bekannten Wertschätzung der thüringischen Kultur. Auch hier wird man weitere Entdeckungen abwarten müssen. Denn diese Frage, die angeblich die Lösung des Indogermanenproblems bringen soll, ist wohl das interessanteste Problem der Steinzeit überhaupt. Wir haben auf diesem Gebiete schon zuviele Hypothesen kommen und gehen sehen, als daß eine unbedingte Zustimmung erfolgen könnte.

Wertvoll ist die Zusammenstellung der Depotfunde der Bronzezeit S. 14ff. Für die Frage des Handels Europa-Orient werden mit Recht auch die ägyptischen Waffenfunde angeführt. Ich muß gestehen, daß ich an der europäischen oder gar germanischen Herkunft des Seti-Schwertes (T. 6, 3 Mitte) nach wie vor einige Zweifel hege.

Die Frage nach der Herkunft des Florentiner Streitwagens ist durch H. Schäfer, Berliner Sitzungs-

berichte 1931, 370 ff.) in ein neues Stadium getreten; der Wagen dürfte aus Armenien eingeführt sein. Daß aber Verbindungswege von Europa nach dem Orient führen, beweist schon Peisers Entdeckung einer chetitischen Bronze in Ostpreußen. Dahin gehören auch die Funde von Kaurimuscheln an der pommerschen Küste und das vorderasiatische Sichelschwert aus Norre in Stockholm (Tafel 6, 4). Eine solche Menge von Funden hat nicht der Zufall dorthin geführt.

Im Mittelpunkt der Besprechung der Eisenzeit steht natürlich Hallstatt. Hier möchte man etwas mehr wünschen. Man kann sich heute von der alten Bergwerkskolonie ein klares Bild machen (A. Mahr, Das vorgeschichtliche Hallstatt. Wien 1925). Die Bergwerke haben, wie auch Sch. angibt, Jahrhunderte in Blüte gestanden und wurden um 400 durch den Kelteneinfall zerstört. Die Hallstätter waren keine Kelten, vorläufig nennen wir sie Illyrier, bestätigt sich Tomascheks Feststellung, daß indog. s nicht im Keltischen, aber im Thrakischen zu h wurde, so müßten, da Hall heute wohl allgemein = Salz, Beziehungen zu Thrakern angenommen werden. Als Haupthandelsstraßen dieser Zeit nimmt Verf. eine westliche und eine östliche an, die durch Rhone- und Donautal gehen. Die Wege über die Alpen werden erwähnt (S. 24 ff.), aber nicht besonders hervorgehoben. Ich glaube, sie wurden schon damals häufiger begangen, als Sch. meint. Der Brenner war bereits in der jüngeren Steinzeit eine Verkehrsstraße, wie schon Montelius ausgeführt hat, Menghin hat seinerzeit auseinandergesetzt, daß es eine Scheidung nördlich und südlich des Brenners seit dem Paläolithikum nicht gibt.

Den geschichtlichen Teil beginnt Sch. mit Babylonien. Das Wesentliche für das Zweistromland ist nicht die übergroße Fülle des Materials, sondern die Tatsache der ersten gesetzlichen Regelung des gesamten Handels, die vom ägyptischen Wirtschaftsleben so stark absticht. Sch. legt darum auch den Hauptnachdruck auf die gesetzliche Regelung des Handels, auf die Festsetzungen von Höchstpreisen, auf die Regelung des Verkehrs durch den Hammurapikodex u. ä.

Wie sich diese merkwürdige, für die ganze Weltgeschichte entscheidende Entwicklung vollzogen hat, läßt sich heute nicht mit Bestimmtheit sagen, zumal über die Zeit der neuen frühbabylonischen Entdeckungen keine Übereinstimmung besteht. Wenn Sch. S. 44 sagt: „Wie lange schon muß diese schriftliche Überlieferung bestanden haben, bis man sich zu dieser Vollendung des gesetzlich geregelten Handelsverkehrs entschloß?", so kann ich diesen Schluß durchaus nicht für bündig halten. Eine plötzlich in unseren Quellen auftretende Neuerung hat keine lange Entwicklung zur Voraussetzung, wo wir dergleichen kontrollieren können, vollzieht sich die Entwicklung plötzlich mit überraschender Schnelligkeit; die Geschichte Griechenlands ist der beste Beweis dafür. Betrachtet man, wie im alten Babylonien sich die verschiedenen Städte in der Herrschaft ablösen, bis schließlich Babylon die endgültige Herrschaft gewinnt, so muß man sich im klaren sein, daß eine Einigung ohne gesetzliche Regelung des Rechts- und Wirtschaftslebens sich nicht durchführen ließ. Und so etwas können geniale Persönlichkeiten, deren es schon nach unserer Kenntnis eine ganze Reihe gegeben haben muß (von Urukaginas, nicht Urukazina angefangen), in nicht allzu langer Zeit durchführen.

Die Höchstpreise, die schon die altbabylonischen Könige festsetzten, haben nur Sinn, wenn ein allgemeiner Wertmesser in unserem Sinne, das Metallgeld, eingeführt war. Der Besprechung dieses altbabylonischen Geldes und woher es kam, wird denn auch ein breiter Raum gewährt. Dann werden die Handelsagenten u. dgl. vorgeführt. Natürlich waren die Haupthändler die Könige selbst, dank den Urkunden aus Kanisch (Kültepe) können wir ja in einer einzigen Art verfolgen, wie aus dem Binnenhandel schließlich ein Handelsgeschäft wird, das sich über die ganze vorderasiatische Welt erstreckt. Sch. verwertet, was er verwerten konnte, die neue Ausgabe der Urkunden von Kültepe lag ihm noch nicht vor. So ist ein Bild des babylonischen Handels entstanden, das die Entwicklungslinien klarer erkennen läßt, als das bisher möglich war.

Im Gegensatz zu Babylonien ist der Handel in Ägypten bis in die späteste Zeit Tauschhandel, wie ihn schon das berühmte Wandgemälde von Saqqara L. D. II, 96, das auch Sch. abbildet, zeigt.

Eine gewisse Regelung ist auch hier früh eingetreten, insofern als Metallringe als Wertmesser eingeführt werden, allerdings ohne Stempelung, was Sch. auch hervorhebt. Aber Sch. stellt gleichzeitig fest, daß diese Kupferringe nur zur Verrechnung dienten. (Ähnliche zusammengedrückte Ringe galten übrigens in Südarabien bis vor kurzem als Wertmesser, ich selbst besitze durch die Güte von J. J. Hess ein solches „Deben".)

Bei so primitiven Verhältnissen kann natürlich von einem Handel nach babylonischer Art nicht die Rede sein. Die Verkaufsgeschäfte, von denen wir hören, setzen allerdings ein sehr ausgebildetes Vertragsverhältnis voraus, das bis in demotische Zeit noch besteht. Dieses Vertragsverhältnis wirkt aber nicht erstaunlich für den, der sich an die altdeutschen Rechtsformen erinnert. Sieht man diese Formeln doch schon in dem alten, von Sethe herausgegebenen Hauskauf von Gizeh. Aber — darin hat Spiegelberg unzweifelhaft Recht — schriftlich fixiert zu werden brauchte ein solcher Vertrag nicht, in schroffem Gegensatz zu Babylonien. Ägypten hat nicht, wie Babylonien, den Schritt unternommen, das ganze Leben durch ein geschriebenes Gesetzbuch zu regeln, womit natürlich nicht bestritten wird, daß es Gesetze und Verordnungen gegeben hat. Im Haremheb-Dekret haben wir eine solche Verordnung, die allerdings den Eindruck macht, als sollte dem Durcheinander in der letzten Ketzerzeit durch außerordentliche Maßnahmen gesteuert werden. Soweit wir sehen können, wurde im alten Ägypten die Hauptsache der Entscheidung den Beamten überlassen, und die Leistung des äg. Beamtentums wird dadurch nicht entwertet, daß es in einer furchtbaren Katastrophe zugrundeging. Immer fühlt man sich an das chinesische Beamtentum erinnert, dem solche Katastrophen ebenfalls nicht erspart geblieben sind. (Wie man bei den Erzählungen vom weisen Richter Bocchoris an den chinesischen Pao-Kung erinnert wird.)

Auf den Alten Orient folgt Griechenland; die einst so gefeierten Phönizier werden mit vollem Recht kurz abgetan. Die Aufgabe dieser Zeitschrift verbietet, so gern ich es täte, auf diesen Abschnitt näher einzugehen. In die weite Welt führen die letzten Kapitel. Arabien, China, aber auch Gallien treten hervor. Wieweit die römische Expansion durch Handelsinteressen bestimmt war, ahnen wir vorläufig mehr, als wir wissen. Die Bedeutung der südarabischen Expedition, von der Strabo erzählt, wird mit Recht hervorgehoben. Die Angaben über die zahlreichen Funde römischer Münzen in China sind für die meisten wohl ganz überraschend und illustrieren aufs beste die alte Angabe von der Ankunft römischer Kaufleute in China auf dem Seewege, die uns aus dem 2. Jh. n. Chr. überliefert ist. Aber Handelsinteressen werden

gewiß auch bei Caesars Eroberung in Gallien mitgesprochen haben, wenn auch Caesar selbst die Sache anders darstellt. Man sehe nur die Karte S. 169 an. Von den beiden großen römischen Handelswegen führt der eine die Garonne, der andere die Loire entlang, beide gehen nach der Küste von Cornwallis, wo die Zinninseln liegen. Es war gewiß nicht ohne Grund, daß Caesar im 3. Kriegsjahr die Veneter in der Bretagne und die Aquitaner unterwarf. Schon Sieglin in seinem Vortrag über die Entdeckungsgeschichte Englands nahm an, daß der Zinnhandel mit eine Veranlassung zu dem Kriege gewesen sei, der zur ersten Seeschlacht auf dem Atlantischen Ozean führte. Allerdings hätte dann Caesar seinen Zweck nicht erreicht, denn für eine ganze Weile scheidet nach den Veneterkämpfen England aus dem Zinnhandel aus, Spanien tritt an seine Stelle.

Der Handel mit Germanien macht den Schluß des Buches. Da sei eine Bemerkung aus meinem Spezialgebiet gestattet. Die Aufmerksamkeit der Forscher hat seit langer Zeit eine eigentümliche Sorte Gemmen erregt, die, nach dem ersten Fundort Alsengemmen genannt, vielleicht z. T. im Lande hergestellt, mindestens nach Vorbildern der Mittelmeervölker gemacht sein müssen (Abb. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens S. 241, Stücke z. B. im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe und im Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin). Sie erinnern nicht an griechische Vorbilder, sondern eher an die Skarabäen des Neuen Reiches mit Götterfiguren. Ägyptische Skarabäen haben ihren Weg an die holländische Küste gefunden, in der Nähe von Bremen fand sich ein gutes Stück der XVIII. Dynastie in einem Grabe der frühen Eisenzeit.

Mit diesen Bemerkungen sei eine Besprechung beschlossen, die mir soviel Freude gemacht hat, wie selten eine.

Plischke, Hans: Die Ethnographische Sammlung der Universität Göttingen, ihre Geschichte und ihre Bedeutung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1931. (48 S., 24 Taf.) gr. 8°. RM 6 —. Bespr. von L. Scherman, München.

Das Alter unserer Museen wird gewöhnlich überschätzt; man übersieht leicht, daß die Herausnahme in sich geschlossener Gruppen aus den bunt gemischten fürstlichen und — viel seltener — bürgerlichen Sammlungen vor der Schaffung einer entsprechenden Zahl fachwissenschaftlicher Lehrämter nicht als Wunsch oder Bedürfnis empfunden wurde. Vor allem bei kulturgeschichtlichen Beständen setzte sich eine methodische Sonderung ebenso schwierig durch wie ihre Abgrenzung nach der naturwissenschaftlichen oder technischen Seite. In Amerika, wo der Begriff „Anthropologie" unabsehbare Weiten zu umschließen trachtet, bevorzugt man noch heute bewußt die Zentralisierung, und auch die angelsächsischen Vettern lockern nur widerstrebend das traditionelle Gefüge. Wie Deutschland und mit ihm eine Reihe europäischer Länder sich allmählich für andere Gesichtspunkte entschieden, dafür ist der Inhalt der vorliegenden, mit Wärme und Sachkunde abgefaßten Schrift ein lehrreiches Beispiel. Der Verfasser war in der Lage, für die Geschichte der ethnographischen Bestände Göttingens authentisches Aktenmaterial von einer Übersichtlichkeit zu benutzen, wie sich dies anderorts, wo Umfang und Uneinheitlichkeit des Stoffes erdrückend wirken, nicht leicht wieder finden dürfte[1], und so erhalten wir durch P., der sich umsichtig in der Literatur Rat zu holen weiß, ein wohltuend abgerundetes Gesamtbild. Die Göttinger Universität darf darauf pochen, die älteste völkerkundliche Sammlung ihrer Art in Deutschland zu besitzen (unter denen, die ihre öffentliche Wirksamkeit stets aufrechterhalten haben, steht München an erster Stelle des Altersranges), und kann für diesen kostbaren und in gewissem Sinne selbständigen Teil des vormaligen „Königlichen academischen Museums" das Jahr 1782 als Gründungsdatum bezeichnen. In dieser Frühzeit musealer Organisation gelangten dank der Verbindung des bekannten Mediziners Johann Friedrich Blumenbach mit einflußreichen Stellen in England 350 Nummern „aus den neuentdeckten Inseln des Südmeers" nach Göttingen; noch vor Schluß des 18. Jahrhunderts traten durch Kauf aus dem Nachlaß des Hallenser Professors für Naturgeschichte Johann Reinhold Forster weitere 69 Nummern aus dem gleichen Gebiet hinzu. So häufte sich dort, nachdem auch der Herzog von Cambridge 1828 durch eine Schenkung zum systematischen Ausbau beigetragen hatte, ein wirklicher Südsee-Schatz an, für den auch die Aktenbelege ungleich zuverlässiger sind als für die sonst verstreuten Cook-Bestände, deren Herkunft zu legitimieren meistens nur durch magere, unzureichende Inventarnotizen versucht werden kann.

Den Lesern der OLZ wird von Belang sein, was wir durch P. über die Asien-Sammlungen erfahren. Auch diese haben eine schöne Alterspatina, die bei Beständen von paläoasiatischen Stämmen besonders ins Gewicht fällt. Das tungusische Schamanengewand, sibirische Pelzkleider, lamaistische Kultgeräte aus Tibet und der Mongolei usw. gehen auf die Sammlungen aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zurück, die von dem Freiherrn G. F. von Asch (Generalarzt der russischen Armee, † 1807) aufgebracht worden waren. Ein Druck aus dem Jahre 1789 erwähnt schon Panflöten „aus

1) Sehr schön stellt sich jetzt dazu der (zuvor als kürzerer Ausstellungsführer erschienene) Aufsatz von L. Reidemeister, Der Große Kurfürst und Friedrich III. als Sammler Ostasiatischer Kunst. Wiederentdeckungen aus der Brandenburgisch-Preußischen Kunstkammer: Ostasiatische Zeitschrift 18 (1932), p. 175/88; 9 Taf.

Persien und aus Schina", wobei wohl Persien irrtümlich statt eines hinterindischen Landes (Siam ?) genannt ist. Die übrigen ostasiatischen Gegenstände scheinen Zugänge aus jüngerer Zeit zu sein.

Die Lichtdrucktafeln sind an Tiefe und Kontrasteinstellung nicht eben mustergiltig. Durchgehends fehlen die Größenangaben, bei dem Bodhisattva auf Taf. 16 auch die Materialbezeichnung; Taf. 17 ist, wie der Scheitelschopf und der in das Haar eingeschnittene Falz zeigen, in dem die (fehlende) Krone saß, kein Buddha, sondern ein Bodhisattva. Bedauerlich, daß der berühmte Hawaiimantel nicht abgebildet ist; der niederträchtige Diebstahl, dem er — hoffentlich nicht für immer — zum Opfer gefallen ist, trifft die Universitätssammlung schwer, wenn auch die seinerzeit von der Presse ausposaunten Geldschätzungen phantastisch übertrieben waren.

Von Personalien sei hervorgehoben, daß schon um 1800 A. H. L. Heeren über „Allgemeine Länder- und Völkerkunde" las und hiermit Erläuterungen in der „Ethnographischen Sammlung in dem Academischen Museum" verband; Eckermanns „Gespräche mit Goethe" rühmen diese Vorlesungen, unter deren Hörern 1832 auch Bismarck eingezeichnet war. Der spätere Sinologe Plath hat als junger Privatdozent Heeren Assistentendienste geleistet. Unter ihren Besuchern verzeichnet die Göttinger Sammlung Goethe (1801), Chamisso (1824) und Alexander von Humboldt (1826).

Selbständig in der Verwaltung wird die ethnographische Abteilung 1841, aber erst 1860 ist auch der Etat entsprechend ausgeschieden. Geographen und Zoologen übernehmen die Leitung; 1930 wird sie in völkerkundlich geschulte Hände gelegt, nachdem Dr. Plischke seine Tätigkeit als Privatdozent an der Universität begonnen hatte. Über diesen Fortschritt darf ich ganz persönlich meine Freude äußern: wie mir einige Göttinger Fakultätskollegen mitteilten, hat meine staunende Anerkennung der dortigen Südseebestände, die ich vor längeren Jahren in notdürftiger Magazinierung besichtigen durfte, die Überzeugung gekräftigt, daß die Wiederaufnahme alter musealer Pflichten keinen weiteren Aufschub vertrage. Welche Ansprüche kann Göttingen nunmehr anmelden ? Es sieht nicht so aus, als ob unsere wirtschaftlichen Nöte den Ausbau zu einem Museum für die gesamte Völkerkunde in absehbarer Zeit gestatten würden; aber ein großer Schritt vorwärts wäre schon getan, wenn die erlesenen Südsee-Ethnographika eine würdige Aufstellung erhielten und in der Richtung unseres früheren Kolonialbesitzes eine zielbewußte Vermehrung erfahren könnten. Abgaben aus den angefüllten Magazinen in Berlin-Dahlem würden diesen Weg leicht gangbar machen, und weiter wäre die Berücksichtigung auch der deutschen Kolonialtätigkeit in Afrika der Erwägung wert. Bliebe dann das Gute und Alte von den Beständen aus Asien und Amerika als Appendix in der Sammlung, so ließe sich der Verzicht auf den Ausbau dieser Gruppen vorerst verschmerzen.

Ägyptologie.

Davies, N. de Garis: **The Tomb of Ken-Amūn at Thebes.** Vol. I (XI, 70 S., LXX Taf.) 4°. Vol. II (V S., 7 Taf.) 2°. 1930.

— **The Tomb of Nefer-Hotep at Thebes.** Vol. I (XI, 81 S., 61 Taf.) 4°. Vol. II. (VII S., 7 Taf.) 2°. 1933. New York: The Metropolitan Museum of Art. = Publ. of the Metropolitan Museum of Art. Egyptian Expedition. Bespr. von Walter Wreszinski, Königsberg/Pr.

Nichts einfacher, als solche Veröffentlichungen anzuzeigen, in denen sich höchste Kennerschaft, verantwortungsbewußte Sorgfalt und beste technische Herstellung vereinigt haben. Man könnte es bei dieser Feststellung bewenden lassen, denn es bedarf weder einer Beschreibung noch einer kritischen Würdigung von Tafeln und Text. Jeder Fachmann weiß, daß Davies sich nicht xbeliebige Gräber zur Veröffentlichung hernimmt, sondern sehr sorgfältig solche aussucht, die neue Züge aus der Welt der thebanischen Gräber beibringen, die er uns in den Reihen seiner Publikationen vorstellt. So ist man sicher, in jedem Bande inhaltlich oder formal Eigenartiges zu finden, und ebenso weiß man, daß man bei aller Übereinstimmung im ganzen in Einzelheiten der Erklärungen und der Übersetzungen anderer Ansicht wird sein können, denn das liegt glücklicherweise im Charakter unserer Wissenschaft. Wenn also noch einige Bemerkungen gemacht werden, so können sie nur grundsätzlicher Natur sein, wenn schon durch Davies' letzte Veröffentlichungen angeregt, so doch nicht allein auf sie bezüglich.

Davies hat mit der vollständigen Herausgabe von etwa anderthalb Dutzend Gräbern die Typen der thebanischen Totenstadt des NR bis auf wenige Ausnahmen nach Bau und Bilderschmuck so gut wie erschöpft. In wichtigen Aufsätzen, die im JEA (IX und XI) und in den Sonderheften des Bull. Metropol. Mus. Art erschienen sind, hat er Ergänzungen und systematische Zusammenfassungen einzelner Bildmotive u. dergl. gegeben, und mit alledem sich als den unbestreitbar besten Kenner dieser Welt erwiesen.

Dieses Wissen befähigt ihn, dort, wo der unkundige Betrachter auf einer im ganzen zertrümmerten Wand nichts sieht als unscheinbare Farb- oder Reliefspuren, aus eben diesen Resten mit großer Sicherheit ganze Figuren wiederherzustellen, und aus diesen die Szenen, in die sie gehören. Seiner Kombinationsgabe stehen nicht nur alle gut oder einigermaßen gut erhaltenen Bilder aus den Hunderten von Gräbern zum Zweck des Vergleiches zur Verfügung, sondern auch alle die Fragmente, vor denen

der minder Wissende ratlos steht, die er aber eines durchs andre zu ergänzen und zu erklären weiß, und die ihm auch die Möglichkeiten zur Ergänzung solcher bis auf geringste Reste zerstörter Bilder geben, wie etwa Neferhotep Taf. 9, wo von der ganzen Szene im Grunde nur die Wand des Balkons einigermaßen erhalten ist und Spuren von den Inschriften und dem Horusfalken; letzterer konnte sogar irreführend wirken. Freilich stand ihm eine Kopie Hays zur Verfügung; deren aus einer ramessidischen Übermalung stammenden Fehler konnte er wieder nach seinen eigenen Zeichnungen aus Tell el Amarna verbessern. Aber auch die folgenden Tafeln von dieser Wand, — und so ist es in beiden Bänden noch öfter der Fall —, enthalten zum allergrößten Teil Zeichnungen in den punktierten Linien, die die Ergänzungen bezeichnen.

Dagegen wäre grundsätzlich nichts zu sagen; Davies hat seinen Kredit so fest begründet, daß er ihn für seine Ergänzungen weitgehend beanspruchen darf. Man muß nur fragen: bis wohin darf man ohne die Möglichkeit eigner Nachprüfung folgen? Natürlich kennt Davies die Dinge zu genau und ist jeder Phantasterei zu abhold, als daß er sich zu Ergänzungen hinreißen ließe, für die er nicht sichere Vorbilder beibringen kann. Diese können doch aber nur für das Allgemeinste gelten, in den Einzelheiten weichen sie, das wissen wir aus dem Vergleich derselben Szenen aus verschiedenen Gräbern, untereinander vielfach ab. Deshalb würde es mich doch beruhigen, in den Fällen, wo es sich um die Ergänzung von Besonderheiten handelt, eine mechanische Reproduktion der Reste dabei zu haben, wenn sie irgend herzustellen ist. Davies liebt aber die Photographie nicht und verwendet sie nur höchst sparsam. Damit tut er Unrecht. Freilich ist die Anwendung der Photographie bei derlei Arbeiten beschränkt; sie gibt nur wieder, was da ist, soweit es die Empfindlichkeit der Platte vermag, sie gibt andererseits wahllos alles wieder, was da ist, auch die Schrammen und Schmutzflecken, die dem Bearbeiter solcher Aufnahmen, der nicht in der glücklichen Lage ist, sie jederzeit vor dem Original nachprüfen zu können, zu Quellen schwerer Irrtümer werden können. Deswegen ist die Photographie nur da anzuwenden, wo die Vorbedingungen für sie gegeben sind, und solche schwer beschädigten Wände werden oft der Bemühungen des Photographen spotten, während der erfahrene Archäologe oft noch leichtesten Andeutungen nachgehend ganze Figuren und Gruppen wiederherzustellen vermag. Denn das Durchpausen solcher Wandbilder ist ja nur zum geringen Teil Sache des Auges, viel mehr noch gehört das Wissen um die Dinge dazu, das aus dem Bruchteil einer Linie die ganze Figur erkennt und aus dieser vielleicht den Zusammenhang, in den sie gehört.

Davies nimmt, je sicherer er sich in dieser Welt fühlt, umso stärker das Vertrauen seiner Fachgenossen in Anspruch. Es steht bei dem einzelnen, wie weit er sich ihm anvertrauen will; unter Umständen muß er viele Tafeln einfach streichen, denn sie geben nicht die Wandbilder, wie sie da sind, sondern so, wie sie nach Davies' Meinung da waren.

Meiner Überzeugung nach kann man in den weitaus meisten Fällen Davies' Ergänzungen ohne weiteres als richtig hinnehmen und mit ihnen so arbeiten, wie man es mit einer Textkonjektur tut. Man fragt sich manchmal wohl wie bei der größeren Lücke eines Textes, die nur dem Sinn nach hat ergänzt werden können: Stimmt das wirklich so? Auch im einzelnen? Und da die noch sichtbaren Reste oft in so kleine Striche aufgelöst sind, daß sie sich von den Ergänzungen kaum unterscheiden, so wünschte man sie sich manchmal auf ein durchscheinendes Blatt aufgetragen, das man zu eigner Kontrolle auf die Tafel mit den Ergänzungen legen könnte. Freilich kommt man damit positiv nicht weiter, sondern man kann bestenfalls zu einem verstärkten Zweifel an der Richtigkeit der Ergänzung gelangen; außerdem wird es immer schwer sein, Material, zumal so subjektiv gewonnenes, gegen den, der es darbietet, zum Sprechen zu bringen, und doch will man die Gelegenheit zu eigener Nachprüfung auch dem überlegenen Kenner gegenüber nicht aufgeben. Anders als bei vielen formelhaften Texten, deren Sinn durch Wechsel im Ausdruck nicht verändert wird, ist es bei diesen Bildern ja gerade die Variante, die den Vorwurf an sich nicht berührt, die interessiert und deren man sich zu versichern wünscht. Die Allgemeinheiten, die aus vielen Gräbern bekannt sind, schenkt man gern, und doch sind nur sie mit Sicherheit zu ergänzen, das Ungewöhnliche entzieht sich dem Rekonstruktionsversuch. Maspero hat einmal gelegentlich der Besprechung einer Textsammlung, bei der zerstörte Stücke nach Parallelen zeilenweise wiederhergestellt worden waren, davor gewarnt, die Gleichförmigkeit der ägyptischen Produktion in Bild und Schrift zu überschätzen; er wies darauf hin, daß innerhalb der Konvention sich zahllose Gelegenheiten zur Variante boten und ausgenutzt wurden. Das ist bei den Wandbildern in noch stärkerem Maße der Fall als in dem Schrifttum. Und darin liegt die Gefahr für jeden Ergänzungsversuch über das Allgemeinste hinaus.

Wenn für sehr zerstörte Wandbilder die Nachzeichnung von Kenners Hand die beste, oft einzige Unterlage für ihre Veröffentlichung bietet, so ist das für die besser erhaltenen keineswegs der Fall. Sie wird auch hier nützlich sein, indem sie den Betrachter in das Bild einführt und ihn auf Einzelheiten aufmerksam macht, die ihm sonst vielleicht entgehen würden, aber in dem für ein Kunstwerk wesentlichsten Punkte versagt sie: sie kann keinen künstlerischen Eindruck von dem Original vermitteln. Sie ist immer nur Werkzeichnung. Zur künstlerischen Wiedergabe bedarf es für Fresken der farbigen Reproduktion oder, wenn sie zu teuer ist, der Photographie, bei den meist farblosen Reliefs unbedingt der Photographie.

Davies macht von beidem einen quantitativ sehr unterschiedlichen Gebrauch; da er in seiner Gattin und unter seinen Assistenten ganz ausgezeichnete Aquarellisten zur Verfügung hat, gibt er von den besterhaltenen und schönsten farbigen Stücken zahlreiche Farbentafeln. Leider vermeidet er aber, die unansehnlicheren Teile wenigstens in Photographie zu geben, obschon er auch damit vieles zu lebendigerer Wirkung bringen würde, als es die Umrißzeichnung vermag. Die ist und bleibt nun einmal unbildhaft, und es ist doch kein Zufall, daß die älteren Generationen, die die ägyptische Flächenkunst nur in dieser Reproduktionsweise kennen gelernt haben, sich unbeeindruckt von ihr abgewendet haben; von der Herrlichkeit des ägyptischen Flachreliefs haben sie danach nichts ahnen können. —

In glücklichem Gegensatz zu den meisten älteren Publikationen hat Davies von Anfang an seine Nachzeichnungen mit einem erklärenden Text versehen. Er hat darin eine Entwicklung durchgemacht, die, so begreiflich sie ist, doch ihr Bedenkliches hat.

Ursprünglich wollte der Text nichts andres sein als die zu ihrem Verständnis notwendige Begleitung der Tafeln. Die vieljährige, eindringende Beschäftigung mit den sich wiederholenden und in ihren

wechselnden Formen sachliche oder formale Entwicklungen widerspiegelnden Bildern hat Davies dazu geführt, einzelne auffallende Erscheinungen zu untersuchen. Hierzu strömte ihm von allen Seiten, insbesondere aus seinen eigenen Veröffentlichungen das Vergleichsmaterial zu und ermöglichte ihm Erklärungen auch da, wo die zu behandelnde Stelle selbst den Erklärer im Stich ließ. So wurden die ursprünglichen Erklärungen der Tafeln mehr und mehr zu kulturgeschichtlichen Abhandlungen an Hand der Bilder.

Was mich bedenklich macht, ist der Wandel der Form. Schon in den Tytus Memorial-Bänden und noch stärker in den beiden vorliegenden hat Davies den Text zu novellistischen Skizzen um die Person des Grabherrn geformt, in die die Darstellungen verwoben sind. Die alte strenge Form der sachlichen Erklärung ist aufgegeben zugunsten einer sehr gefälligen Einkleidung, in der man zwar auch den Tatbestand findet, die aber dem Geschmack eines Publikums zu starke Konzessionen macht, für das diese Bände im Grunde nicht geschaffen sind, ohne dessen Subskription sie aber wohl nicht hätten erscheinen können. In diesen anmutigen Skizzen erfüllt Davies die Bilder mit buntestem Leben, so wie es kaum einer vor ihm getan hat. Wie es der Sinn der Bilder ist, gehen wir an ihnen entlang, lernen ihr Nebeneinander verstehen, das der Schilderung in Worten so gemäß ist, und staunen über die Fülle feiner Einzelzüge, die Davies ihnen zu entnehmen weiß. Doch ist die Freude nicht ganz rein. Manchmal überkommt mich der Eindruck, daß die Rücksicht auf jenen Leserkreis allzustark mitgewirkt hat, diese Form der Darstellung zu prägen, und daß es auch nicht gerade eine ägyptische Seele ist, die den Gestalten eingehaucht wird. Wenn man Stellen wie Ken-Amun S. 7 folg. liest, fällt einem Goethes Wort ein „legt ihr nicht aus, so legt ihr unter". Und auch bei einem so glänzenden Stück archäologischer Arbeit, wie es die Erklärung der ganz schriftlosen Bilderfolge Nefer-hotep S. 28 folg. ist, wo Davies, für mich überzeugend, dartut, daß es sich um die Wiedergabe des Tempels von Karnak zur Zeit des Ausgangs der 18. Dyn. handelt, scheint mir seine Erklärung, wie der ägyptische Künstler zu dieser Form der Wiedergabe der Räume zwischen dem 3. Pylon und dem Sanktuar gekommen ist, nicht aus ägyptischem, sondern aus modernem Geiste geboren. Dagegen zeigt der kurze, knappe Exkurs über die antiken Schadufs (Nefer-hotep S. 70 folg.) die ganze wissenschaftliche Straffheit, die wir an Davies lieben.

Wenn man die Reihe der thebanischen Bände Davies' durchsieht, so wird man auf den vielen Tafeln so ziemlich alle Motive finden, die überhaupt auf den Grabwänden vorhanden sind, und die häufigsten nicht nur ein- oder zweimal, sondern oft genug, um die Variationskünste der alten Meister schätzen zu lernen. Und in seinen Texten, mögen sie streng beschreibend, mögen sie breiter malend und zu kleinen Schilderungen ausgestaltet sein, steckt eine ungeheure Menge selbständiger Forschung zur Kulturgeschichte jener Zeit. Für diese große Leistung ist die Wissenschaft Davies zu bleibendem Dank verpflichtet.

Meine Ausstellungen betreffen nicht den Kern, der so echt und gesund ist wie nur einer, sondern mehr Äußerlichkeiten, die allerdings manchmal mehr als das scheinen. Und noch eins: bei diesen Gesamtpublikationen, die bei den wechselnden Fragestellungen der Generationen ja notwendig sind, muß jeder Benutzer solch eines Buches eine größere Anzahl von Tafeln in Kauf nehmen, auf die er, weil für ihn unnütz, gern verzichtete. Auf manche Tafeln würde sogar allgemein verzichtet werden können, weil sie nichts bieten und nur der Forderung nach Vollständigkeit ihr Dasein verdanken; ihre einzige Funktion ist im Grunde, daß sie das Buch verteuern.

So wie sie sind, sind die Bände für die, denen sie eigentlich bestimmt sind, unerschwinglich, und nicht jeder Gelehrte ist so glücklich, an seinem Wohnort eine öffentliche Bibliothek zu haben, die so teure Werke für den meist einzigen Benutzer anschafft. Man kann solch einen Band auch nicht durch eine einmalige gründliche Durcharbeitung ausschöpfen, man muß ihn immer zur Hand haben und einsehen können. Wie es jetzt ist, werden die meisten Exemplare in den Büchereien der opferfreudigen Förderer dieser Unternehmungen verstauben, statt in denen der Fachgenossen zu ständiger Benutzung bereit zu stehen. Das ist sehr schade, und man möchte wohl wünschen, daß es gelänge, durch technische Ersparnisse und erhöhte Druckzuschüsse sie den wirklichen Interessenten um ein Erschwingliches abzugeben[1].

O'Leary, de Lacy: **The Difnar** (Antiphonarium) of the Coptic Church. Part III (Months Bashons, Baounah, Abib, Mesre and the intercalary days or Nasi.) From the Vatican Codex Copt. Borgia 53 (2). With an Appendix containing Hymn fragments preserved in Bristol Museum and Art Gallery. London: Luzac & Co. 1930. (VII, 67 S.) 4°. 15 sh. Bespr. von Rudolf Anthes, Berlin.

Dieser dritte Teil des Difnar enthält im Anschluß an die vorhergehenden (angezeigt OLZ 1927, Sp. 359 und 1930, Sp. 436) die Tageshymnen für das letzte Drittel des Jahres, die Monate Paschons bis Mesore und die fünf Schalttage. Der Text ist der des Kodex Vatikan 53, 2 (oder, wie es nach der Seite I gegebenen Liste der hierhergehörigen Vatikan-Kodices scheint, 53, 1 und 2?) und ist wie die anderen vollständig; aber gewisse Verschiedenheiten der Anordnung und die Kürze der einzelnen Hymnen zeigen offenbar, daß diese Handschrift zu einer andern Fassung gehört als die bisher benutzten Kodices. Auch hier ergibt sich, daß bei den Ver-

1) Ich weiß, daß man den gleichen Vorwurf gegen meinen Atlas erhebt, bei ihm liegen die Verhältnisse aber insofern anders, als er ohne jede Unterstützung von irgend einer Seite hergestellt werden mußte.

schiedenheiten der einzelnen Fassungen die Themenwahl und der Grundgedanke doch im ganzen einheitlich sind. Augenfällig ist das bei den Hymnen an die Jungfrau Maria, die auf den 21. Tag jedes Monats fallen; die Verse dieser Lieder beginnen in jedem einzelnen Monat gleichmäßig mit dem gleichen Buchstaben, und zwar ist für die Reihenfolge der jeweils benutzten Buchstaben bezeichnenderweise das Alphabet maßgebend: von Thot bis Mesore die 12 Laute ⲁ bis ⲕ, ⲯ, ⲫ; diesen Marienhymnen schließen sich jedesmal verschiedene Fassungen des Engelsgrußes an, jeder Vers mit ⲭⲉⲣⲉ beginnend. — Dem Text ist wieder eine sehr kurze allgemeine Einführung beigegeben, die nur wenig über die früheren Einführungen hinausgeht, ferner eine Sammlung von fünf einzelnen, nicht zum Difnar gehörigen Hymnen, auch in bohairischer Sprache, mit der üblichen Trennung sehr kurzer Verse, und eine Liste der in dem gesamten Difnar genannten Heiligen. Gerade diese Liste wird die kirchengeschichtliche Ausnutzung und Bearbeitung der begrüßenswerten Textausgabe wesentlich erleichtern.

Keilschriftforschung.

Meißner, Bruno: **Beiträge zum assyrischen Wörterbuch. II.** Chicago/Ill.: The University of Chicago Press [1932]. (VII, 112 S.) gr. 8°. = The Oriental Institute of the University of Chicago, Assyriological Studies, No. 4. $ 1 —. Bespr. von W. von Soden, Göttingen.

Nach erfreulich kurzer Zeit ist dem ersten Heft von Meißners „Beiträgen zum assyrischen Wörterbuch" (vgl. meine Anzeige OLZ 1932, 718 f.) ein zweites gefolgt, das wieder viele neue Wortdeutungen enthält, von denen hier besonders *mitirtu* „bewässerter Garten" (S. 14 f.), *murakkisu* „Garbenbinder" (S. 45), *sapinatu* „Flußschiff" (S. 55 f.), *takkussu* „Röhricht" (S. 71 f.) und *tulūlu* „Regen" (S. 72) hervorgehoben seien. Als „Exkurse" gibt M. weitere Beiträge zur Durchführung der dringlichen Aufgabe der Ordnung der Vokabulare, indem er zunächst auf S. 75 ff. eine unveröffentlichte Tafel der Serie ká-gal = *abullu* bekannt macht, die mit dem Zeichen SAG beginnende Ideogramme behandelt. Danach teilt er ein Zusatzbruchstück zu dem wichtigen Vokabular S^b 1 mit (S. 77 ff.) und stellt schließlich auf S. 83 ff. die 3. Tafel der zusammengesetzte Ideogramme erklärenden Serie dir = si-a'aku = *watru* aus meist unveröffentlichten Bruchstücken zusammen; eine Anzahl Berichtigungen hierzu bieten Falkenstein und Matouš in ZA 42. Den Schluß bilden „Nachträge und Berichtigungen" zum ersten Heft.

Wie Meißner selbst im Vorwort (S. 1) betont, sind nicht alle seine Deutungen ganz befriedigend; daher seien hier noch einige Verbesserungsvorschläge gestattet[1]. — Für *errebu* (S. 10) kommt man mit der Bedeutung „Eindringling" auch an den von M. genannten Omenstellen aus. — Meißners als Stellensammlung wertvolle Behandlung der Verben I *wa-* (S. 21 ff.) ist unzureichend, da sie, statt auf das Verhältnis von Form und Bedeutung einzugehen und im Falle des Vorliegens verschiedener Formen bei einem Verbum ihre Verteilung auf die Dialekte zu untersuchen, nur mit dem etwas oberflächlichen Begriff der Analogie arbeitet. — Ein Wort **lutenû* gibt es nicht, da an der von M. S. 44 zitierten Stelle (jetzt = LTBA II 1 XII 77; Dupl. Nr. 11 I [4]2) *lu-la!-nu-u* steht, das eine Ableitung von *lalû/lulû* „weibliche Reize" (vgl. Koschaker, ZA 41, 28[3]) ist und einen weibisch schlappen Mann bezeichnet; in CT 37, 25 III 28 f. begegnet das Wort in der Form *la-la-nu-u*[2]. — Statt *qup-pu-u* S. 72 (jetzt = LTBA II 2, 312) ist *gub-bu-u* zu lesen; *gubbû* ist Lehnwort aus sum. gúb-ba = *ellu* „rein" (vgl. Deimel ŠL 59, 9; dazu auch *a/egubbû* „Weihwassergefäß") und bezeichnet ebenso wie gelegentlich *ellu* (vgl. Gilgamešepos XI 240; Meißner, Suppl. S. 7b) den „Schnee". — Daß Weidners Vorschlag (S. 101 f.), das bisher *tartaḫu* oder *kuttaḫu* gelesene Wort für „Pfeil" vielmehr *šiltaḫu* zu lesen, das Richtige trifft, wird auch noch durch den Vers Keš-Hymnus Kol. V 12 (veröff. JRAS Cent. Suppl. Pl. VI ff.) bewiesen, der den Gott Pap-ulle-garra *ši-il-ta-aḫ ḫu-ut-pi-im* „spitziger Pfeil" nennt. *šiltaḫu* könnte sumerisches Lehnwort aus šil-daḫ „doppelschneidig" sein[3]; da diese Etymologie sich aber durch kein Ideogramm stützen läßt, bleibt auch die Möglichkeit offen, daß *š.* wie manche andere Waffennamen der Sprache eines der östlichen Bergvölker entlehnt ist.

Bauer, Hans: **Das Alphabet von Ras Schamra.** Seine Entzifferung und seine Gestalt. Halle (Saale): Max Niemeyer Verlag 1932. (VI, 76 S.) gr. 8°. RM 7.50. Bespr. von Joh. Friedrich, Leipzig.

Hans Bauers erste Schrift zur Keilschrift von Ras Schamra „Entzifferung der Keilschrifttafeln von Ras Schamra" (Halle 1930) habe ich in OLZ 1931 Sp. 714—9 mit einiger Zurückhaltung besprochen; ich wußte damals noch nicht, ob ich die ganze Entzifferung ablehnen solle oder ob anzunehmen sei, daß der Verfasser zwar auf dem richtigen Wege, aber an einigen entscheidenden Stellen in die Irre gegangen sei. Inzwischen hat sich die Frage entschieden zugunsten der letzteren Annahme geklärt: Nicht nur hat Bauer seine Lesungen in ein paar wichtigen Punkten modifiziert, sondern auch die beiden anderen Entzifferer Dhorme und Virolleaud stimmen mit ihm völlig überein. Vor allem aber bewähren sich die neuen Lesungen

1) Zahlreiche Nachträge gab auch schon Landsberger in ZA 41, 224—236; auf diese sei hier ausdrücklich hingewiesen.

2) Eine andere Bedeutung von *lalânû* — „üppig reich" — ist Sargon, 8. Feldzug Z. 265 bezeugt.

3) Ebenso gebildet ist *ištaḫḫu* „Peitsche", das auf sum. éš-daḫ „doppeltes Seil" zurückgeht.

an den inzwischen in Ras Schamra gefundenen epischen Texten so gut, daß ein Zweifel an ihrer Richtigkeit ausgeschlossen ist.

Die hier zu besprechende neue Schrift des ersten Entzifferers gibt einen Vortrag des Verfassers auf dem Leidener Orientalistenkongreß und in der Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft wieder. Einleitend prüft der Verfasser noch einmal die von ihm bei der Entzifferung angewandte Methode. Bei dem Fehlen von Bilinguen waren die Bedingungen für die Entzifferung der neuen Schrift sehr ungünstig, ja, die Schrift enthielt nicht einmal Determinative, die in anderen Schriftarten mancherlei Anhaltspunkte zur Erkenntnis von Götter- und Personennamen sowie geographischen Benennungen bieten. Die schriftvergleichende Methode, d. h. in unserem Falle die Vergleichung der neuen Keilschriftzeichen mit gleich oder ähnlich aussehenden der babylonischen Keilschrift, hätte, wie wir jetzt mit Sicherheit sagen können, vollkommen in die Irre geführt. So bestand das einzige Mittel darin, mit Hilfe der feststellbaren Präfixe und Suffixe Schlüsse auf den Sprachbau zu ziehen; und da dieser große Ähnlichkeit mit dem Semitischen aufwies, so lohnte der Versuch, in die unbekannten Zeichengruppen semitische Lautwerte einzusetzen. Da man damit gute Lesungen erzielte, so ging nun die Entzifferung verhältnismäßig glatt von statten. Freilich haben verschiedene Tücken des Materials den Entzifferer mehrmals auf Abwege geführt: die wiederholte Schreibung des einbuchstabigen Wortes *š* „Schaf" (hebr. שֶׂה) wie ein Suffix am vorhergehenden Worte (ohne Worttrenner), die Lesung *grzn* des Wortes für „Axt", das in Wirklichkeit *ḫrṣn* lautet[1] u. a. Leider ließen sich nun mit den so gewonnenen falschen Zeichenwerten einige auf den ersten Blick bestechende Lesungen gewinnen, während bei denselben Worten mit den nunmehr gesicherten Lautwerten schwierige oder ganz unerklärbare Lesungen herauskommen. Maßgebend kann eben nicht die mehr oder weniger gute Lesung einzelner Wörter in den mageren Listen des Fundes von 1929 sein, sondern nur die sinnvolle Deutung ganzer Satzzusammenhänge, wie sie nunmehr durch die epischen Stücke an die Hand gegeben wird.

1) Der Verf. liest dieses *ḫrṣn* S. 9 *ḫarṣīn* und nennt es eine Art Bastard zwischen hebr. *garzen* und aram. *ḫaṣṣīnā*. Ich möchte die verschiedenen Schreibungen, zu denen noch akk. *ḫaṣinnu* zu stellen ist, für verschiedene Versuche halten, eine dem Semitischen fremdartige Lautfolge ungefähr wiederzugeben. Das Wort könnte wie andere Ausdrücke der Metalltechnik (vgl. zu hebr. כִּיּוֹר Rezensent Archiv Orientální 4 S. 66 ff.) aus den Gegenden stammen, ubi ferrum exoritur.

Den Hauptteil der Schrift bildet die Betrachtung der Besonderheiten des neuen Alphabets und ihrer Transkription. Eine wichtige Besonderheit des Ras-Schamra-Alphabets ist die Tatsache, daß mehrere ursemitische Laute, die im späteren Nordwestsemitischen zusammengefallen sind, noch wie im Arabischen durch besondere Zeichen auseinandergehalten werden. So scheidet die Schrift streng zwischen *ḫ* und *ḫ* sowie zwischen einem Zeichen, das ursem. *š* und *ś* wiedergibt, und einem anderen, das ursem. *ṯ* darstellt. Der Verf. stellt S. 19f. alle Belege für *ḫ* und *ḫ* und S. 21ff. alle Belege für *š*, *ś* und *ṯ* aus den Texten von 1929 übersichtlich zusammen. Das Zeichen, was altem *ṯ* entspricht, transkribiert Bauer durch *ṯ̂* bzw. *ṯ̌*. In meinem Artikel in ZA NF 7 S. 305ff. hatte ich mich aus drucktechnischen Gründen an Albrights etymologische Schreibung *ṯ*[1] angeschlossen, muß aber heute gestehen, daß der betreffende Laut vom Standpunkte des Ras-Schamra-Semitischen doch wohl nicht mehr als *ṯ*, sondern bereits als *s*-ähnlich anzusetzen ist, wenigstens sprechen dafür Schreibungen wie *alṯi* = *Alašia*, *ṯbr* = *Šubaru* u. ä.[2]. Auffällig bleibt immerhin, daß man den Unterschied zwischem altem *š* und dem aus *ṯ* entstandenen *s*-artigen Laute bezeichnet hat, den zwischen *š* und *ś* dagegen nicht.

Die merkwürdigste Besonderheit der Ras-Schamra-Schrift aber ist die Unterscheidung von drei Zeichen für Alef, die der Verf. S. 27—33 behandelt. Auch hier werden sämtliche Belege aus den Texten von 1929 gesammelt und zugleich Argumente für die Vokalhaltigkeit dieser Alef-Zeichen gegeben. Schon in seiner ersten Schrift S. 12 hatte Bauer gezeigt, daß $\aleph_1$ den Vokal *a*, $\aleph_2$ dagegen einen hellen Vokal (*e* oder *i*) enthält. In der vorliegenden Schrift S. 32 wird nun zum erstenmale, wenn auch noch zweifelnd, für $\aleph_3$ die Vokalisation mit *u* angesetzt. Wie ich in dem schon genannten Artikel ZA NF 7 S. 305ff. etwas ausführlicher gezeigt habe, ist mit dieser Feststellung der Vokalhaltigkeit der Alefzeichen ein wertvolles Mittel zu einer gewissen Erkenntnis des Vokalismus der neuen semitischen Sprache gewonnen.

S. 34f. bespricht der Verfasser noch die

1) Journal of the Palestine Oriental Society 12 S. 185 ff.

2) Es verdient Beachtung, daß auch die subaräischen Texte von Ras Schamra *š* und *ṯ* unterscheiden, während in den subaräischen Texten in babylonischer Keilschrift beide in *š* zusammenfallen, z. B. *ṯmg* = *Šimigi*, *aṯtb* = *Aštabi*, andererseits *iršpn* = *Iršappini*, *pšṯpḫ* = *Piša(i)šaṯḫi*. Das Subaräische von Ras Schamra ist also vielleicht einmal berufen, zur Aufhellung der subaräischen Lautverhältnisse sein Teil beizutragen.

Monophthongisierung der Diphthonge *aį* und *aų* zu *ē* und *ō* in der neuen Sprache. Ich schließe mich der Ansicht des Verfassers an, ohne freilich die Nichtschreibung des *į* und *ų* in diesen Diphthongen als vollgültigen Beweis ansehen zu können; es wäre ja immerhin möglich, daß die Semiten von Ras Schamra den zweiten Bestandteil der Diphthonge *aį* und *aų* nicht als Konsonanten wie in der semitischen Buchstabenschrift, sondern als Vokal wie in der griechischen und lateinischen Schrift empfunden hätten. Aber daß das Wort für „wo?" (hebr. אַי, wohl < **aįįa*) nicht mit *a*-haltigem, sondern mit *i*-haltigem Alef, also *iį*, geschrieben wird (Ep. I, III/IV 28f., 39f.), spricht etwa für die Aussprache **įįa*; und entsprechend wird es erlaubt sein, für *bt* „Haus" und *bn* „zwischen" **bētu* und **bēna* und analog für *įm* „Tag" **įōmu* als Aussprache anzunehmen.

In drei Anhängen gibt der Verf. noch einige Tatsachen, die mit dem Thema in etwas loserem Zusammenhange stehen.

Anhang I (S. 41—56) stellt die Daten und Dokumente zur Entzifferung übersichtlich zusammen. Der Anteil der einzelnen Forscher an dem Entzifferungswerke, vor allem der Anteil Bauers selbst, tritt auf diese Weise klarer hervor, als namentlich die Arbeiten der französischen Forscher erkennen lassen.

Anhang II (S. 57—63) gibt eine Reihe wichtiger Verbesserungen zur Lesung der Texte von 1929. Vor allem wird der wichtige, wenn auch in der Hauptsache noch immer unverständliche Text Nr. 2 noch einmal vollständig — teils lateinisch, teils hebräisch — transkribiert.

Anhang III (S. 64—76) enthält in zwei Abschnitten sprachliche Bemerkungen. Der erste Abschnitt „Einige grundsätzliche Bemerkungen zur Sprache der Texte von Ras Schamra" (S. 64—70) sucht zum ersten Male einige der wichtigsten Charakteristika der neuen semitischen Sprache klar herauszuheben. Der Verf. vertritt dabei die Ansicht, die inzwischen auch Cantineau Syria 13 S. 164ff. und der Rezensent ZA NF 7 S. 310f. ausgesprochen haben, daß die Sprache nicht einfach phönizisch, sondern eine semitische Sprache sui generis ist, wenn er auch die Bezeichnung Altkanaanäisch gelten läßt. Als bequemen Namen für die neue Sprache schlägt der Verf. S. 65 ṣafonisch vor, der vielleicht Nachahmung verdient[1]. Gebührend wird S. 66 der Gebrauch des Imperfekts (Aorists) als Tempus der Erzählung hervorgehoben (s. dazu noch Rez. a. a. O. S. 312) und anschließend (S. 67ff.) die Frage aufgeworfen, ob die Sprache vielleicht nach Art des Akkadischen zwei präfigierende Tempora *įaqtul* und *įaqatal* für Praeteritum und Praesens-Futurum unterschieden habe. Mit den derzeitigen Mitteln läßt sich diese Frage leider noch nicht beantworten, auch nicht mit den aus der Vokalhaltigkeit der Alefzeichen gewonnenen Erkenntnissen.

In ganz lockerer Verbindung mit dem Thema steht der zweite Abschnitt von Anhang III „Zu den Gottesnamen Mōt und Ba'al" (S. 71—76). Zu erwähnen ist dabei vor allem die Herleitung des bisher unklaren hebr. Mannesnamens בַּעְלְיָז aus *בַּעַל = *Ba'al* *'az* „Ba'al ist stark" (vgl. *B'l 'z* in Ras Schamra Ep. I, VI 17ff.). Die Entwickelung von *בַּעַל > בּוֹל wird nach einem neuen Lautgesetz erklärt, demzufolge in Worten mit Labial emphatische Laute zu den entsprechenden nicht-emphatischen werden können; *Ba'l* > *Ba'l* > *Bāl* > *Bōl* ist also ganz in Ordnung.

1) Vielleicht hat allerdings bei Bauer auch der Umstand auf die Namengebung bestimmend mitgewirkt, daß man anfangs *Spn* (*Safon*) für den alten Namen von Ras Schamra hielt. Da dafür inzwischen *Ugarit* festgestellt worden ist, so ließe sich auch die Bezeichnung „Ugaritisch" für die Sprache in Erwägung ziehen.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Olmstead, Prof. A. T.: **History of Palestine and Syria to the Macedonian Conquest.** London: Charles Scribner's Sons 1931. (XXXV, 664 S.) gr. 8°. 30 sh. Bespr. von F. W. Frherr von Bissing, Oberaudorf a. Inn.

Im Jahr 1909 ließ Hugo Gressmann ein Büchlein unter dem Titel „Palästinas Erdgeruch in der israelitischen Religion" erscheinen. Ich wüßte keine Darstellung der israelitisch-jüdischen Geschichte, die so sehr wie Olmsteads Buch den Titel verdiente „Palästinas Erdgeruch in seiner Geschichte". Auf Schritt und Tritt spürt man die Hand des Landkundigen, des Vielgereisten, und manche Anspielungen auf persönliche Erlebnisse sind, immer an rechter Stelle, eingestreut. Und mit dieser eindringenden Landeskunde verbindet sich eine seltene Kenntnis der Ergebnisse der Ausgrabungen, die das Buch fast zu einem Handbuch der syrisch-palästinensischen Archäologie machen, eine nicht minder tiefe Kenntnis des Bibeltextes und der an ihn sich knüpfenden Probleme. Und all dies Wissen wird in einer stets genießbaren, immer das Wesentliche erfassenden Form so vorgetragen, daß das Lesen ein Genuß ist. Vielleicht setzt der Verf. hie und da etwas zu viel Kenntnisse voraus, ist manchmal, namentlich bei der Nennung biblischer Personen, zu kurz. Und dann vermisse ich zwei Dinge in dem sonst

hervorragend mit Indices, Plänen und meist vorzüglich ausgewählten Bildern ausgestatteten Buch: eine Zeittafel, die dem Nichtfachmann eine rasche Orientierung gestattet, und eine kleine Übersichtskarte, auf der, im Gegensatz zu den großen Karten am Schluß, auch die Terraingestaltung deutlich zu erkennen wäre, die doch für die geschichtlichen Vorgänge, wie der Verf. immer wieder betont, besonders wichtig sind.

Es ist ein weiter Weg, den wir an der Hand Olmsteads gehen von den „Anfängen", den „Höhlenbewohnern, Bauern und Riesen", den „arabischen Stammesleuten" — drei besonders gelungenen Kapiteln, bis zu den „Siedlern von Syene", den „letzten Tagen" und dem „Heraufziehenden Judentum". Überall stellt der Verf. die israelitisch-jüdische Geschichte mitten hinein in das bunte Völkergetriebe Syriens und Palästinas, der Phoiniker, Chetiter, Aramaeer, der z. T. stammverwandten Moabiter, Edomiter, Ammoniter und der Leute von Midian. Wir sehen das Trennende, das die Israeliten und die Leute vom Stamme Juda zu einer Einheit zusammenschließt, aber nicht minder das Viele, das sie in kultureller, auch religiöser Beziehung mit ihren Nachbarn verbindet. Wir lernen die jahrtausendalten Gottesvorstellungen und Kultusformen kennen, die sich nicht immer auf bestimmte rassische und Volkselemente zurückführen lassen und die bis unmittelbar in die Zeit des erstandenen Monotheismus wirksam bleiben. Wir verfolgen den geistigen und körperlichen Kampf zwischen Mesopotamien und Ägypten um die Beherrschung Syriens und Palästinas, in den schließlich das Königtum und die Propheten hineingerissen werden. Plastischer als in den mir sonst bekannten israelitisch-jüdischen Geschichten wird der Kampf der verschiedenen Prophetenschulen untereinander geschildert, ein Kampf, der sich fortsetzt bis in die Zeiten des Wiederaufbaus Jerusalems unter Esra und Nehemia, und schließlich bis in die Zeit Christi hereinreicht. Wir empfinden das Tragische, daß die in der Schulüberlieferung im Glorienschein sich bewegenden Propheten gegen ihr eignes Volk und Königshaus zum Feind halten und den nationalen Widerstand lähmen. Schaudernd erleben wir den Untergang des Hauses Omri, des begabtesten und um die nationale Sache und die Kultur verdientesten Königsgeschlechtes. Dem weitsichtigen Ahab, der den besiegten Benhadad von Damaskus schont, tritt ein verkleideter Prophetensohn entgegen, gibt sich als verwundeten Soldaten aus, dem sein Gefangener entwischt sei, obwohl er mit seinem Leben habe für ihn bürgen müssen. Der in die Falle gegangene König nennt ihn der Strafe würdig, worauf der Prophet sich die Binde von den Augen reißt und dem König in seiner Rachsucht droht, „so soll nun Dein Leben für sein (Benhadads) Leben haften und Dein Volk für sein Volk". „Ahab aber ging seinen Weg im Bewußtsein, recht gehandelt zu haben" (S. 379). Ahabs Regierung wird mit Recht der Wendepunkt der hebräischen Religion genannt. Bis auf ihn unterschied sich die von den Hebräern bekannte Religion nicht wesentlich von der, die ihre semitischen Nachbarn bekannten. Hebräische Sittenlehre stand nicht höher als die ihrer Nachbarvölker. Gröbster Unsittlichkeit gab man sich an den heiligen Stätten hin, Männer wie Weiber, letztere gerade dafür geweiht. Yahwe (richtiger wohl Jahuyo, wie der Verf. mehrfach betont) dachte man sich „als den typischen orientalischen Despoten, den kein Gesetz band, der sich an Menschenopfern erfreute, launisch, aber leicht gewinnbar durch Opfergeruch" (S. 379f.). „Samuel war noch ein bloßer Hellseher, dessen Dienst man um eine geringe Summe erkaufte", „Propheten spielten an Davids und Salomos Höfen eine große Rolle und waren nicht wenig Schuld an der Reichsteilung. Prophetentum im späteren Sinn beginnt erst mit Ahab. Es ist nicht leicht, die Entwicklung zu verfolgen, obwohl sie die bemerkenswerteste Revolution in der Geschichte der Religionen bedeutet". „Ahab war ein eifriger Yahweverehrer, ja man darf ihn den Vorkämpfer für den Yahwedienst im Nordreich nennen. Aber die Ostraca aus Samaria zeigen, daß ebensoviele Baals- wie Yahwegläubige damals lebten, und in der aus Tyros stammenden Königin Jezebel, deren geistige Bedeutung O. mit Recht hervorhebt, erstand dem Baalkult eine entschiedene Förderin. Spätere Überlieferung läßt Elia auf dem Karmel die Baalspriester im Gebetswettkampf besiegen und dann abschlachten. Die Geschichte lehrt, „daß dieser Vorgang nicht urkundlich ist, denn die Baalspriester bleiben mächtig bis zum Untergang der Dynastie". „Elia, der dem fremden Gott Krieg angesagt hatte, unterlag und floh verzweifelt nach Juda und dann zur Höhle Yahwes am Horeb. Sein Nachfolger Elischa sollte erst den Sieg erringen" (S. 383). „Dank Ahabs staatsmännischem Blick und aller Gegnerschaft der Propheten zum Trotz trat 854 dem Assyrer Salmanassar ein syrischer Bund entgegen, der den Eindringling abwehrte. Nicht die geringste Andeutung von diesem Feldzug findet sich in den hebräischen Berichten, obwohl in ihm der Schlüssel zur ganzen zeitgenössischen Geschichte liegt. Die prophetische Geschichtschreibung hat nie gezögert, Unglücksschläge, die ihre Monarchen trafen, zu schildern, so ist nur eine Erklärung möglich: die Geschichte bewies, daß Ahab recht hatte, wenn er sich von dem prophetischen Donner nicht einschüchtern ließ; sie aber ließen den Kampf mit Assyrien stillschweigend unter den Tisch fallen und wahrten ihren Ruf" (S. 385). Als dann Ahab in der Schlacht gegen die Aramäer von Damaskus elend zugrunde ging, „war das Ansehen der Propheten hergestellt" und ihnen gehörte die Zukunft. Von dem Unglückspropheten Mikaia führt eine gerade Linie zu Amos und den Begründern des hebräischen Glaubens. „Blutige Reformen", wie O. sein 25. Kapitel überschreibt, brachte die Usurpation Jehus mit sich, der aß und trank, während die Straßenhunde den Leichnam der stolzen greisen Königin Jezebel fraßen; siebenzig Abkömmlinge Ahabs wurden in Samaria geköpft, in Körbe gepackt und nach Jesreel zum neuen König gesandt. Ihr Schicksal teilten alle nur aufspürbaren Freunde und Verwandte des Königs, ja die Yahwepriester am Hof. Und nicht besser ging es den Verwandten des mit Ahab verbündet gewesenen Ahasja: der Weg sollte zur Vereinigung beider Reiche frei werden. Um noch die letzten Anhänger Ahabs und Baals zu fassen, ging Jehu soweit, im Tempel zu Samaria dem Baal ein Opfer zu bringen, dessen Vollendung das Signal zur Abschlachtung aller Teilnehmer wurde. „Heuchelei konnte nicht weiter getrieben werden" (S. 396). Das verdammende Urteil über Jehu, den Begründer des neuen, im Zeichen Yahwes stehenden Staates, lautet: „er büßte seine Sünden zwar nicht in der eignen Person, aber wenigstens in seinen Untertanen, sein persönlicher Charakter ist ungewöhnlich abstoßend. Es ist schwer, Jehu frei zu sprechen, was sollen wir aber erst von der prophetischen Geschichtsschreibung sagen, die seine blutigen Reformen berichtet? Sie schweigt von seinem Tribut

an Salmanassar, aber sie erzählt wohlgefällig und mit offenbarer Billigung seine Verbrechen. Ihr Einfluß auf spätere Zeiten ist verhängnisvoll gewesen; Unschuldige sind hingeschlachtet worden und Verbrechen gegen Frauen vergeben worden im Namen des barmherzigen Gottes, denn Jehus Geschichte schien zu beweisen, daß der Zweck die Mittel heilige" (S. 402). Ich habe an einem und für die Gesamtauffassung entscheidenden Beispiel zeigen wollen, wie klar, lebendig und unparteiisch O. die Tatsachen schildert. Es ist kein Zufall, daß er in der Erkenntnis des furchtbaren Verhängnisses, das in dem geistigen Einfluß dieser blutrünstigen Geschichten auf die Menschheit liegt, mit E. Meyer fast wörtlich zusammentrifft. Es mag schmerzlich sein, den Dingen klar in die Augen zu sehen, aber das Verdienst, diese Klarheit zu verbreiten, kann nie genug gewürdigt werden.

Einem Meisterwerke wie O.s Geschichte gegenüber verzichte ich auf Ausstellungen im Kleinen. Bei der Behandlung der Exodusfrage vermisse ich einen Hinweis auf die Ausführungen Wieners in Ancient Egypt 1926, S. 104ff., in denen ich eine bündige Widerlegung der ziemlich oberflächlichen Untersuchungen Gardiners und des allzu skeptischen Standpunkts von Peet, Egypt and the old Testament finde. O. nimmt mit Recht an, daß die Erzählung vom Exodus einen wahren Kern enthält. S. 128 ist er geneigt, Manetho zuzustimmen, der Hebräer und Hyksos verband, ohne aber ihm in der Gleichsetzung des Exodus mit der Hyksosvertreibung zu folgen. S. 227 sagt er, „Merneptah kann nicht der Pharao des Exodus sein, denn in seinem 5. Jahr ist Israel bereits in Kanaan, und zwar als ein Nomadenstamm nach dem Determinativ der Israelstele". Nach S. 247 ist nur ein Stamm in Gosen gewesen, und da Moses der Führer des Auszuges war, zugleich aber der Held des Stammes Lewi, so ist höchstwahrscheinlich Lewi der Stamm gewesen, der in Ägypten war. Gosen wird m. A. n. mit Recht mit dem Wadi Tumilat gleichgesetzt, die Lewiten haben an den Städten Pithom und Ramesses gebaut, Ramesses II ist wahrscheinlich als Gründer der Stadt Pithom auch der Pharao der Bedrückung. Danach hätte der Auszug Lewis erst nach Ramesses II stattfinden können, also doch wohl unter Merneptah, worin ich einen leisen Widerspruch zu S. 227 finde. Aber völlig zu trennen von dieser Wanderung, deren Milieu das 17. Kapitel anschaulich schildert, ist die Landergreifung unter Josua, die O. mindestens ein Jahrhundert zuvor ansetzt und in Zusammenhang mit dem Vordringen der Chabiru bringt. O. weist S. 188 auf das Vorkommen gut biblischer Namen, wie Jiob, Benjamin, Josua in den El Amarnabriefen hin (er möchte etwas kühn diesen Josua S. 197 mit dem biblischen gleichsetzen), auf die Kämpfe um Jerusalem, die Erwähnung von Bethlehem (S. 191). Die Chabiru werden S. 196 mit den Aramäern gleichgesetzt," sie wurden später Ibrim, Hebräer, was man dann, als die „die herübergekommen waren", deutete. Die Angaben der Bibel decken sich durchaus mit denen der El Amarnabriefe (S. 196). „Josua ist der Held von Ephraim, der seinen Namen von dem wilden Stier herleitet, den sie in der Wüste angebetet hatten, und um so leichter nahm er die Stierkulte der Kanaaniter auf" (S. 201). Erst die späte Geschichtsschreibung hat Moses und Josua verbunden. Aufgefallen sind mir u. a. noch zwei für die allgemeine Geschichte belangreiche Punkte: O. hält offenbar die Überlieferung über Pygmalion, Dido und die Gründung Karthagos für tatsächlich begründet (S. 404), während er das überlieferte Datum für Uticas Gründung als viel zu hoch bezeichnet; er unterscheidet, wohl mit Recht, zwischen dem Tarschisch der Bibel, das in Kleinasien lag (S. 341 mit Tarsus gleichgesetzt), und Tartessos, das jenseits von Gades, aber in viel späterer Zeit, besiedelt wurde (S. 406). Merkwürdig ist O.s Zurückhaltung inbezug auf das Datum der Eschmunazardynastie (S. 621). Ihm müssen die zuletzt in den BJ Heft 130 S. 100ff. behandelten Tatsachen nicht im Gedächtnis gewesen sein, die einen hellenistischen Ansatz ausschließen. Um so lieber stimme ich O. bei, wenn er die Abhängigkeit der „Sprüche Salomonis" von dem unter dem Namen des Amenemopet erhaltenen ägyptischen Weisheitsbuche, die neuerdings bestritten worden ist, mit schlagenden Argumenten der literargeschichtlichen Analyse verteidigt (S. 628ff.). Zusammenfassend: ich kenne wenig die Geschichte des Orients behandelnde Bücher, die so erfreulich zu lesen sind und so zum Nachdenken anregen.

Junker, Prof. Dr. Hubert: **Die Biblische Urgeschichte in ihrer Bedeutung als Grundlage der alttestamentlichen Offenbarung.** Bonn: Hanstein 1932. (58 S.) 8°. RM 1.60. Bespr. von A. Wendel, Ober-Breidenbach i. Hessen.

Von mehreren und ganz verschiedenen Seiten her hat etwa zur gleichen Zeit die bibl. Urgeschichte Bearbeitungen gefunden. Hermann Türck verglich griechischen und israelitischen Menschwerdungs- und Schöpfungsmythus in seinem Buche „Pandora und Eva", 1931. Von fromm aufbauender Seite hat Richard Kraemer seinen Kommentar von über 300 Seiten zur „Bibl. Urgesch." 1931 erscheinen lassen (vgl. meine Bespr. in dieser Zeitschrift). Als Nachklang der vor einigen Jahren geschehenen Auseinandersetzung zwischen Gressmann-Köhler und Emil Brunner hielt Hans Schmidt einen Vortrag über „Die Erzählung von Paradies und Sündenfall" und veröffentlichte ihn 1931 (vgl. meine Bespr. in Th.L.Z.).

Gerade die Frage, die von Schmidt gar nicht erörtert wurde, die Stellung des Christen zu diesen Berichten, ist das eigentliche Anliegen der Junkerschen Schrift. Sie faßt Vorträge für Religionslehrer zusammen, die der Verf. 1930 in Bonn hielt, mit der Absicht, einen Weg zu weisen, zumal in der schulgemäßen Behandlung der Urgeschichte sowohl den neueren Forschungsergebnissen wie der autoritären katholischen Kirchenlehre gerecht zu werden. Sie gliedert sich in folgende Teile: Einleitung; Inspiration; dann zum Thema Urgeschichte: 1. Zeitschema und leitende Idee, 2. Die Stammbäume der Urgeschichte, 3. Die Sintfluterzählung, 4. Die „Gottessöhne" und die „Menschentöchter" in Gen. 6, 5. Dramatisierung des Gedankens als Darstellungsmittel, 6. Das Siebentagewerk, 7. Die Erschaffung des Adam, 8. Die Erschaffung der Eva, 9. Paradies und Sündenfall, 10. Der babyl. Turm.

Der Verf. bemüht sich ernstlich, im Rahmen seiner Kirche und zumal im Gehorsam gegen die päpstlichen Rundschreiben betreffs Inspiration von 1893 und 1920 die Wissenschaft zu Worte kommen zu lassen und zugleich Unterrichtenden Anleitung zu geben. Der letzte dieser 3 Herren, denen so zugleich gedient werden soll, kommt allerdings zu kurz. Der Unterschied zwischen zeitgeschichtlich Bedingtem und Ewigem, dem dies Begrenzte Ausdrucksmittel wird, entspricht auch protestantischer Auffassung. Auch Überlieferung von alten Stoffen, ihre „Zitierung" und Verarbeitung in der Genesis, gibt der Verf. zu. Die Erklärung der Erschaffung der Eva steht dem nicht allzu fern, was H. Schmidt in der oben genannten Schrift ausgeführt hatte. Daß es päda-

gogisch ratsam sei, schon bei der ersten Behandlung dieser Stoffe, also doch auf der Unterstufe, aufklärend und vertiefend vorzugehen, möchte ich nicht glauben; vgl. meine Schrift: Zeitentsprechender evangelischer Religionsunterricht, 1928; zum A.T. besonders S. 57ff.

Bauer, Hans, u. Pontus **Leander: Hebräische Schulgrammatik.** 2., verb. Aufl. Halle a. S.: Max Niemeyer 1933. (VIII, 82 u. 28* S.) 8°. RM 3.40. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

In der 2. Auflage sind die in meiner Anzeige der 1. Auflage in dieser Zeitschrift 1925 Sp. 240 hervorgehobenen kleinen Mängel und Versehen zumeist beseitigt. Nur יִפְתִי § 47d müssen die Anfänger noch lernen, um es nachher gegen das überlieferte יִפְתִי Hohel. 2, 10. 13 abzustoßen, das bereits Olshausen 1861 S. 310 und Stade 1879 § 359b in ihre Grammatiken aufgenommen haben. Hin und wieder ist für die Herausgeber der Druck der 3. Auflage der Biblia Hebraica ed. Kittel Vorbild gewesen. So das S. 5 über Schin, S. 10 über יהוה, oder S. 15 über Pathach furtivum Gesagte. Das sind alles kleine Fortschritte gegenüber der früheren Auflage. Neben den vielen brauchbaren hebräischen Schulgrammatiken beginnt das Bauer-Leandersche Werkchen sich einen Platz zu erobern, den es auch verdient.

Barhebraeus' Scholia on the Old Testament. Part I: Genesis — II Samuel, ed. by Martin Sprengling and William Creighton Graham. Chicago/Ill.: The University of Chicago Press 1931. (XVI, 393 S.) 4°. = The University of Chicago. Oriental Institute Publications, ed. by J. H. Breasted and Th. G. Allen, Vol. XIII. $ 10 —. Bespr. von C. Brockelmann, Breslau.

Das Schatzhaus der Geheimnisse des letzten großen Schriftstellers der Syrer, Barhebraeus, war uns bisher nur in Teildrucken, wie sie als Themen für Dissertationen beliebt waren, zugänglich, mit Ausnahme des Anfangs, Gen. 1—20. Der sehr ungleiche Wert dieser Bearbeitungen und ihre Zerstreutheit machte eine Neuausgabe schon längst sehr erwünscht. Nachdem die Université St. Joseph in Beyrouth ihren schon einmal angekündigten Plan wieder aufgegeben hatte, übernehmen nun ein Semitist und ein ATler in Chicago das Werk. Sehr zweckmäßigerweise legen sie ihrer Ausgabe eine photolithographische Reproduktion der ältesten Handschrift zugrunde, der Florentiner, die 6 Jahre nach der Vollendung des Werkes von einem Schüler des Verfassers geschrieben ist, und die die Erwartungen, die man ihr entgegenbringt, durchaus rechtfertigt. Die Kollation der übrigen Hss. wird jeweils am Rande der Übersetzung verzeichnet, so daß der Leser über die Geschichte der Überlieferung vollständig orientiert wird. Diese Übersetzung soll den Text über den engen Kreis der syrischen Philologen und der ATler der gelehrten Welt zugänglich machen, die daraus eine Vorstellung von dem Weltbild der Syrer im Abendrot ihrer Kultur gewinnen kann.

Die Übersetzung ist nur anfangs noch etwas unsicher [12, 15 sagt Bh.: Es gibt keine Form, die dem Stoff vorangegangen wäre außer dieser (der nach Basilius vor der Sonne geschaffenen Lichtqualität); nicht: „that at first matter had no form except this". — Eb 21: (Bei Vollmond) reifen Früchte; nicht: „that seasonable fruits fill out"], folgt aber später dem Text sehr genau und wird manchem Benutzer willkommen sein. Textkritische und sachliche Schwierigkeiten werden in zahlreichen gelehrten Anmerkungen behoben.

Wir wünschen dem schönen, von der Chicago Press mustergiltig ausgestatteten Werke glücklichen Fortgang; möge es den Herausgebern gefallen, nach seiner Vollendung uns auch die wichtigsten Quellen der syrischen Masora in gleicher Weise zu eröffnen.

Semitistik, Islamistik.

Hölscher, Gustav: **Syrische Verskunst.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1932. (VIII, 206 S.) 8°. = Leipziger Semitistische Studien, begründet von A. Fischer u. H. Zimmern, hrsg. von B. Landsberger u. H. H. Schaeder, N. F. Bd. V. RM 19.20. Bespr. v. G. Bergsträßer†, München.

Die viel erörterte syrische Metrik hat eine neue eingehende Behandlung gefunden durch G. Hölscher, der bereits über arabische Metrik gearbeitet hat.[1]

Nach einer Einleitung über das Alter des syrischen Kirchengesangs und die ältesten aramäischen Verse gibt Hölscher eine kritische Geschichte der Wissenschaft vom syrischen Vers, beginnend mit Jakob bar Šakkō und schließend, nach Grimme und Duval, mit Jeannin und — Saran. Das zweite Kapitel behandelt die Formen des Verses, geordnet nach Silbenzahlen, das dritte die Strophenbildungen hauptsächlich bei Afrem; ein Schlußkapitel „Metrum und Sprache" zieht das Fazit.

Hölschers Theorie des syrischen Verses — die Erörterungen über die weniger kontroverse und weniger wichtige Strophenbildung lasse ich außer betracht — ist etwa folgende: Der syrische Vers stellt in seinen einfachsten Formen eine glatte Alternation einsilbiger Hebungen und Senkungen dar. Es gibt folgende Möglichkeiten einfach alternierender Verse: Dreiheber fünfsilbig ⊥×⊥×⊥, sechssilbig ×⊥×⊥×⊥; entsprechend 7- und 8-silbige Vierheber, 9- und 10-silbige Fünfheber, 11- und 12-silbige Sechsheber, 13-silbige Siebenheber. Dazu kommen einige Versschemata mit fester Senkungssynkope: Dreiheber ⊥⊥×⊥, Vierheber ⊥×⊥ ⊥×⊥, und ähnlich Fünf- und Sechsheber; diese For-

1) Leider ist diese „Arabische Metrik" nicht als selbständige Veröffentlichung erschienen, sondern in einer Zeitschrift (ZDMG 74 1920, 359—416), so daß der wohl einhellige Widerspruch derjenigen Arabisten, die etwas von Metrik verstehen, nicht laut werden konnte.

men können mit nicht-synkopierten gleicher Hebungszahl wechseln. Als besonderer Fall der Synkope findet sich die Katalexe, z. B. Vierheber ⏑ × ⏑ × ⏑ ⏑ oder × ⏑ × ⏑ × ⏑ ⏑ usw.

In Hölschers Ausführungen fordert zunächst eine große Menge von Einzelheiten zum Widerspruch heraus. Ich beschränke mich darauf, zwei prinzipiell wichtige herauszuheben. S. 7 hören wir, daß in der Spätzeit von den syrischen Kunstdichtern auch arabische Versmaße verwendet worden seien. Erstaunt uns fragend, wie das möglich sein soll, da der syrischen Sprache die für die arabische Metrik grundlegende Quantitätsverschiedenheit der Silben fast ganz fehlt[1], prüfen wir die Beispiele. Es sind zwei. Beim zweiten, das *rağaz*-Trimeter nachahmen soll, begnügt Hölscher selbst sich mit einem „anscheinend"; ich vermag von diesem Anschein nichts zu entdecken. Beim ersten ist Hölscher positiv, daß es sich um das Versmaß *ṭawīl* handle, in folgender Form: × ⏑ ⏑ × ⏑ × ⏑ ⏑ × ⏑. Aber eine 12-silbige Form des *ṭawīl* gibt es überhaupt nicht; und warum in den Reihen zwölf langer Silben, die das syrische Gedicht aufweist, nun gerade die von Hölscher mit Iktus versehenen Silben die Hebungen sein sollen, ist nicht zu erkennen. Hat Hölschers Behauptung etwa eine Stütze in der Überlieferung? Wir schlagen seine Quelle, D. G. Cardahi's Liber Thesauri de arte poetica Syrorum (Rom 1875) nach. Dort ist (S. 107) von dem Gedicht gesagt *qaṣīda ṭawīla* „eine lange Kaside"; sollte Hölscher das als „*ṭawīl*-Kaside" verstanden haben?? — Die zweite Einzelausstellung betrifft einen entscheidenderen Punkt. Im Schlußkapitel, das die Probe aufs Exempel machen sollte, sagt Hölscher (S. 196f.), bei den besten syrischen Dichtern sei „etwas von der Bedeutung dieses feinen Kunstmittels" zu merken, das im Auseinanderfallen von Wortdruck[2] und Versiktus bestehe; um das klar zu machen, druckt er ein Lied Afrem's ab mit Unterstreichung „der durch Verstoß gegen das Silbengewicht kenntlichen und darum im Vortrag durch höheren Ton und Verzögerung des Tempos ausgezeichneten Silben". Wir erwarten eine Einzelinterpretation, die Stelle für Stelle zeigt, worin die Kunst liegt; statt dessen finden wir nur die allgemeine Bemerkung: „der Leser wird sofort erkennen, daß es sich dabei durchweg um die sinnbetonten Stellen des Gedichts handelt". Schon das ist sehr wenig befriedigend; aber was sollen wir sagen, wenn wir bei der Lektüre des Gedichts feststellen, daß Hölscher von den über 60 Stellen, an denen sein Versiktus nicht mit dem Wortakzent zusammenfällt, nur 14 unterstrichen hat?[1] Betrachtet er die übrigen Druckstellen als „leicht" im Sinne einer Lehre vom Silbengewicht?[2] Das bedürfte doch sorgfältigen Einzelnachweises.

In diesem Zusammenhang nun stoßen wir auf den ersten der prinzipiellen Irrtümer Hölschers. Die künstlerische Verwendbarkeit des Akzentverstoßes belegt er aus der Divina Commedia und aus Goethes Iphigenie; ohne zu fragen, ob die syrischen „Dichter" irgendwie auf dieselbe Linie gestellt werden dürfen, oder noch prinzipieller, ob die syrische Verskunst irgendwie auf der Höhe der klassisch-italienischen oder der klassisch-deutschen steht. Durchgehend versäumt er es, die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß wir es im Syrischen mit einem tiefen Niveau der Verskunst, mit metrischen Stümpern zu tun haben: eine Möglichkeit, die m. E. in vollem Umfang zutrifft. Wie sollte es auch anders sein bei dieser klanglich armseligen Sprache, die aus einer Aneinanderreihung vokalarmer, quantitativ fast gar nicht und dynamisch nur wenig differenzierter Silben besteht? Ein untauglicheres Objekt für Verskunst wird schwer zu finden sein.[3]

Von hier aus ergibt sich die Möglichkeit einer von Hölscher nicht erwogenen Antwort auf eine Frage, um die er sich mit anerkennenswertem Eifer bemüht: die Frage nach der ratio

1) Da die fakultativen Murmelvokale nur ausnahmsweise als silbenbildend zählen, bleiben als Kürzen nur die Silben mit Sproßvokal (einschließlich *emar* u. ä.) und die sekundär geöffneten kurzvokaligen Silben (Typen *qṭalūn nešal* u. ä.); beide Arten sind relativ selten.

2) Hölscher geht mit Recht von der älteren syrischen Betonung — Wortdruck auf der Endsilbe — aus.

1) Hölscher nimmt (S. 192) an, daß bei Worten mit offener Pänultima und bei suffigierten Formen schon früh in der Periode der klassischen Dichtung der Druckunterschied der beiden letzten Silben einigermaßen ausgeglichen gewesen sei; aber diese Annahme bleibt unbewiesen und ist mindestens für den zweiten Fall unwahrscheinlich. Rechnet man trotzdem die Stellen, an denen solche Worte den Hölscherschen Iktus auf der Pänultima haben, nicht mit, so bleiben immer noch über 40 Divergenzen.

2) Vielleicht will Hölscher auf einen Teil der Fälle seinen Satz anwenden (S. 194), daß „das Syrische, wie alle anderen Sprachen . . . , den Zusammenprall zweier Hauptdrucksilben im Satz meidet", so daß vielfach Akzentzurückziehungen anzunehmen seien. Auch dies müßte im einzelnen untersucht werden; zudem bezweifle ich die Giltigkeit des Satzes. Für das Neuwestaramäische gilt er sicher nicht; von den zahlreichen Fällen von Verschiebung der Wortdruckstelle durch den Satzdruck, die ich in „Phonogramme im neuaramäischen Dialekt von Malula" 1933 S. 94ff. behandelt habe, erklärt kein einziger sich aus Zusammenstoßen von Hauptdrucksilben. Und dies ist der einzige semitische Dialekt, der bisher auf solche Dinge wirklich untersucht worden ist.

3) Auch die inhaltliche Trostlosigkeit der syrischen „Dichtung" spricht nicht dafür, daß in ihr starke künstlerische Begabung sich betätigt.

des öfter vorkommenden Wechsels von Versen verschiedener Silbenzahl im gleichen Gedicht. Diese Erscheinung ist für Hölscher beweisend gegen silbenzählende Metrik im Syrischen; er erklärt sie durch die Annahme von Senkungssynkope und Katalexe, durch die es möglich wird, Versen verschiedener Silbenzahlen die gleiche Hebungszahl zuzuschreiben und sie somit als gleichwertig zu betrachten.

Nun sind von den von ihm verwerteten Fällen des Wechsels zunächst die nicht beweisend, in denen der Wechsel einer bestimmten Regel folgt, so daß von Strophen oder strophenähnlichen Gebilden geredet werden kann; denn nichts fordert, daß die in einer Strophe verbundenen Verse gleichwertig seien. Dahin gehört z. B. das nach Hölscher unregelmäßige Gedicht, das er S. 57 behandelt; es besteht aus vier Paaren von je einem Sieben- und je einem Achtsilber, abgeschlossen durch vier Siebensilber. Dann aber, und darum handelt es sich hier, muß mindestens in älterer Zeit damit gerechnet werden, daß bloße Ungenauigkeit, mangelhafter Bau der Verse vorliegt; daß der Dichter gleichlange Silbenreihen beabsichtigt, sich aber auch einmal mit nur ungefähr gleicher Länge begnügt. Insbesondere kommt dies — und damit gelangen wir zu einem weiteren grundsätzlichen Fehler Hölschers — bei Gesangtexten in Frage. Es sollte nachgerade Gemeingut der metrischen Forschung sein, daß sich aus Gesangtexten metrische Schlüsse nur dann ziehen lassen, wenn nachgewiesen ist, daß sie — was durchaus nicht notwendig ist[1] — metrisch abgefaßt sind. Wenn es sich, wie im Syrischen, darum handelt, den Gesamtcharakter einer Metrik erst herauszustellen, wenn also der eben geforderte Beweis nicht vorweg erbracht werden kann, dann haben Gesangtexte zunächst völlig außer Betracht zu bleiben.

Mit dieser Feststellung fällt zugleich eine von Hölschers Hauptstützen: der heutige syrische Kirchengesang, den er, in der Wiedergabe durch J. Jeannin[2], ausgiebig heranzieht. Noch aus einem anderen Grund ist die Verwertung dieses Materials bedenklich. Bei Notenübertragungen orientalischer Musik ist der Wert der Taktangaben durchaus problematisch, so lange er nicht ausdrücklich definiert und die Gültigkeit dieser Definition durch die Art der Aufnahme[1] gesichert ist. Die Jeanninschen Wiedergaben entsprechen diesen Anforderungen durchaus nicht.

Ebenso wie der syrische Kirchengesang ist die Rezitation moderner Syrer, auf die sich Hölscher öfter beruft, als Hilfsmittel unzulässig; da seit Entstehung der syrischen Metrik das Syrische einen Akzentwechsel durchgemacht hat, lehrt uns diese Rezitation über altsyrische Metrik ebenso wenig wie neugriechische Rezitation über antike Metrik.

Es bleibt von Hölschers Stützen neben dem subjektiven Eindruck — der „Leseprobe“[2] — noch die Saransche Lehre, daß es neben der quantitierenden und der akzentuierenden Metrik eine dritte Art gebe, die alternierende. Diese Lehre, aufgestellt zur Aufhellung der französischen Metrik[3], ist, wie sie dazu sich als unbrauchbar erwiesen hat, so überhaupt verfehlt; sowohl im Negativen, im Kampf gegen den Begriff einer silbenzählenden Metrik, als im Positiven. Gleichheit der Silbenzahl ist nach Saran nie ursprüngliches Gesetz des Verses, sondern nur Folge von Unveränderlichkeit des Metrums. Wie erklärt sich dann aber die Tatsache, daß „veränderliche“ Metra, Metra mit wechselnder Silbenzahl (wie der Hexameter oder das arabische *kāmil*) einer ganzen Gruppe von metrischen Systemen, wie dem französischen, dem echt türkischen, oder eben dem syrischen, vollständig fehlen ?[4] Und andrerseits: Die Lehre baut auf auf der bekannten psychologischen Tatsache, daß gleichstarke und von gleichen Intervallen getrennte Taktschläge vom Hörer rhythmisiert werden, und zwar in der Regel alternierend, so daß er abwechselnd betonte und unbetonte Schläge zu hören glaubt. Diese Tatsache könnte bestenfalls alternierend-rhythmisches Hören von in sich vollkommen gleichmäßigen, nicht-rhythmischen Silbenfolgen

1) Rein prosaische Gesangtexte sind möglich, aber ungewöhnlich. Der Normalfall ist, daß der Gesangtext metrischer Rede sich nähert, insbesondere in der ungefähren gleichen Länge sich entsprechender Glieder; dieser Fall scheint im Syrischen vorzuliegen. Daß der Gesangtext in sich strengem Metrum folgt, ist ein Grenzfall; innerhalb dieser Möglichkeit wieder ist das Zusammengehen des musikalischen Rhythmus mit der Metrisierung des Textes ein Grenzfall, dem der andere völliger Divergenz gegenübersteht.

2) Besonders: Mélodies syriennes, I 1924, II 1928.

1) In der Regel ist grammophonische oder phonographische Fixierung zu fordern; ohne diese wird nur ein rhythmisch sehr empfindlicher, zugleich aber im Ausschalten unserer musikalisch-rhythmischen Gewohnheiten geübter Beobachter bei oftmaligem Abhören brauchbare Ergebnisse erzielen können.

2) Natürlich besteht Sievers Satz, daß in metrischen Dingen letzte Instanz die Leseprobe ist, vollkommen zu Recht; aber nur die Leseprobe vorgenommen von einem metrisch-rhythmisch Begabten und Geschulten.

3) Die von Saran und ebenso von Hölscher mit herangezogene Metrik anderer romanischer Sprachen bleibt besser aus dem Spiele; eine „romanische Metrik“ gibt es nicht.

4) Abgesehen von Unregelmäßigkeiten, wie sie für das Syrische oben besprochen wurden.

erklären; sie kann nie ein Prinzip für das Bauen von Versen liefern. Wie unbrauchbar sie insbesondere zur Erklärung einer Metrik ist, in der wie in Hölschers syrischer Metrik bestimmten Versstellen Ikten zugewiesen werden, geht daraus hervor, daß — eine ebenso bekannte psychologische Tatsache — dieser subjektive Rhythmus umkehrbar ist: ich kann dieselbe gleichmäßige Folge von Taktschlägen das eine Mal fallend, ⊥×⊥× usw., das andere Mal steigend ×⊥×⊥ usw. hören. Das geht schon beim Alexandriner nicht; bei Hölschers syrischen Versen noch viel weniger.

Hölscher erkennt selbst an, daß das Alternationsprinzip kein „Generalschlüssel für alle Probleme der syrischen Metrik" ist (S. 44); es wird nach ihm durch Synkope und Katalexe durchbrochen, die Verschiedenheiten der Silbenzahl gleichwertiger Verse erklären sollen. Das Alternationsprinzip versagt also gerade gegenüber der Erscheinung, die als Argument gegen das Prinzip der Silbenzählung dient!

Lassen wir die Saransche Lehre ganz beiseite und fassen wir knapp zusammen, wie sich Hölscher den syrischen Vers, insbesondere das Verhältnis von Metrum und Sprache, von ῥυθμοί und ῥυθμιζόμενον in ihm tatsächlich denkt, so zeigt sich Folgendes: Es gibt nach ihm eine Anzahl Metren, deren jedes bei in gewissem Maße wechselnder Silbenzahl durch gleichbleibende Zahl und Lage von Ikten gekennzeichnet ist; stets trägt die Schlußsilbe einen Iktus. Für die Einpassung des Sprachmaterials in diese metrischen Schemata aber gibt es keinerlei Regeln. Denn daß regelmäßig auf den letzten Iktus eine Wortdrucksilbe entfällt, folgt zwangsläufig aus der Endbetontheit des syrischen Worts; und entsprechend scheint bei den vorhergehenden Ikten die Häufigkeit des Zusammentreffens von Iktus und Wortdruck durchaus den durch das Zusammenwirken von Endbetontheit und verschiedener Länge der Worte gegebenen statistischen Wahrscheinlichkeiten zu entsprechen. Daß man aber an die Iktusstelle wenn nicht eine den Wortdruck tragende, dann wenigstens eine in anderer Weise schwere Silbe zu legen bestrebt sei[1], widerlegt Hölscher selbst durch die Listen S. 183ff., die zeigen, daß kurze Silben mit Sproßvokal, ja sogar mit ausnahmsweise metrisch silbenbildendem Murmelvokal[2] genau so in den Hebungen wie in den Senkungen stehen.

1) Von Hölscher nirgends so formuliert, aber wohl der Sinn von Ausführungen wie S. 179, 196.

2) Zu diesen Beispielen sagt Hölscher selbst S. 189 „diese Verse könnten vielleicht auch anders rhythmisch verstanden werden" — er traut also der Richtigkeit seiner Theorie nicht vollständig.

Eine solche Metrik ist in sich unwahrscheinlich; wir können sie ablehnen, ohne auf die Leseprobe rekurrieren zu müssen, die nach meinem Urteil ergibt, daß Hölschers syrische Verse unerträglich klingen. Angesichts der Tatsache, daß die allein beweisenden syrischen Sprechverse feste Silbenzahlen aufweisen, bleibt es trotz Saran und Hölscher bei der silbenzählenden Metrik im Syrischen: wenn die Metriker von Fach sich über den rhythmischen Sinn einer silbenzählenden Metrik noch nicht klar sind, so folgt daraus nicht, daß es silbenzählende Metrik nicht gäbe.

Taimūr, Maḥmūd: **Ägyptische Erzählungen**, nebst Taimūr's Abhandlung „Die Anfänge und die Entwicklung der arabischen erzählenden Literatur". Autor. Übers. von Gottfr. Widmer mit einer Einleit. üb. d. Schriftsteller u. dessen Bildnis. Berlin: Deutsche Gesellschaft für Islamkunde, zu beziehen durch A. Collignon, Berlin 1932. (II, 103 S.) gr. 8°. = Übertragungen aus der neuarabischen Literatur von Dr. G. Widmer, I. = Sonderdruck aus „Die Welt des Islams", Band 13. RM 3 —. Angez. von R. Paret, Heidelberg.

Nach einer kurzen, aber inhaltreichen Einleitung über die Familie, das Leben und die literarische Tätigkeit Maḥmūd Taimūrs (S. 3—9) folgt zuerst eine Übersetzung der vom Verf. revidierten Abhandlung über die Anfänge und die Entwicklung der arabischen erzählenden Literatur, auf die seinerzeit schon G. Kampffmeyer aufmerksam gemacht hat (S. 9—54). Hierauf gibt Widmer Übersetzungen von einigen typischen Novellen Maḥmūd Taimūrs (S. 55—103: Ṣābḥa; Abū ʿArab; Umm Zaiyān; Die Komödie des Todes [vgl. ʿAmm Mitwallī, Cairo 1925, S. 18—30]; Der Bettler; Die Waise). Man bekommt dadurch einen guten Einblick nicht nur in die Darstellungsart des Schriftstellers, sondern zugleich auch in das ägyptische Volksleben, das ja den Hauptgegenstand von M. Taimūrs Novellen bildet. Es wäre zu begrüßen, wenn G. Widmer diesem ersten Heft in absehbarer Zeit weitere Übertragungen aus der neuarabischen Literatur folgen lassen könnte.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Deny, J.: Sommaire des Archives turques du Caire. Kairo: Société Royale de Géographie d'Égypte 1930. (VIII, 638 S., 56 Taf., 1 Kte.) 4°. = Publications spéciales sous les Auspices de sa Majesté Fouad Ier. Bespr. von Fr. Taeschner, Münster i. W.

Unsere Kenntnis der orientalischen, insbes. der türkischen Diplomatik beruhte bis jetzt auf den verhältnismäßig wenigen Urkunden, die einerseits der diplomatische Verkehr mit dem osmanischen Reiche nach Europa gebracht hat, anderseits auf solchen, die als Beutestücke in den Türkenkriegen oder als gelegentliche Erwerbungen aus dem Orient nach Europa gelangt sind. Eigentliche archivalische Studien im Orient zu machen, war bisher unmöglich. Und was gelegentlich Orientalen uns aus den

Archivschätzen des Orients mitgeteilt haben, das hat für uns, so erwünscht uns an sich solche Mitteilungen sind (ich erinnere dabei an die Wiedergabe von Urkunden in den Werken des türkischen Historikers Aḥmed Refīq), nur bedingten Wert, weil es sich dabei nur um Textwiedergaben handelt ohne Vorlage der Originale, an die für uns nicht heranzukommen ist, und wir somit bei Bewertung von derartigen Publikationen aus orientalischen Archiven immer eine unbekannte Größe mit in Rechnung stellen müssen, die Persönlichkeit des mit den Methoden archivalischer Forschung und Publikation nicht vertrauten Herausgebers. In den meisten Fällen sind wir sogar noch gar nicht darüber unterrichtet, was die orientalischen Archive alles bergen, und wieweit in die Vergangenheit ihre Bestände reichen.

Da bedeutet nun Denys Publikation einen gewaltigen Fortschritt, denn es wird uns darin zum ersten Male der Bestand an Dokumenten in einer der wichtigsten Archivstätten des Orients vorgeführt, der von Kairo.

Die Deny gestellte Aufgabe bestand zunächst darin, eine archivwissenschaftliche Grundlage zu schaffen für eine Geschichte Moḥammed ʿAlīs, des Gründers der jetzt in Ägypten herrschenden Dynastie. Es handelte sich dabei in der Hauptsache um zwei Archive, einmal das eigentliche sog. vize-königliche Archiv im ʿĀbidīn-Palaste zu Kairo, das die Korrespondenz der Vize-Könige und Chediven mit der Pforte in Konstantinopel, sowie mit Angehörigen des vizeköniglichen Hauses (vor allem die Moḥammed ʿAlīs mit Ibrāhīm Pascha) und anderen ägyptischen Großwürdenträgern, vornehmlich militärischen, enthält, und das vor allem für die politische Geschichte des Chedivenreiches wichtig ist. Es enthält Urkunden aus den Jahren 1827—1914. Zum anderen handelt es sich um die sog. „Archives Égyptiennes" auf der Zitadelle, wo die auswärtige diplomatische Korrespondenz von geringerer Bedeutung aufbewahrt wird, wo aber vor allem sämtliche staatlichen Behörden des Reiches Moḥammed ʿAlīs und seiner Nachfolger, angefangen vom Staatsrat (*Meǧlis-i mülkī*) bis hinab zu den Kontrollstellen über die Provinzen, ihre Akten zu deponieren hatten. Überall teilt sich der Bestand ganz natürlich in zwei Abteilungen, 1. die Register (*defter*), in denen die gesamte aus- und eingehende Korrespondenz in Abschrift enthalten ist, und 2. Kartons mit Einzelurkunden, in denen die eingegangenen Schreiben im Original aufbewahrt werden.

Von besonderer Bedeutung sind unter den Akten der Staatsbehörden die einer besonderen Art von Finanzbehörde, des Rūznāme, da dieses so ziemlich die einzige Behörde ist, die Moḥammed ʿAlī unverändert so, wie er sie übernommen hatte, beibehalten hat (S. 19), und in deren Akten sich auch ältere Stücke finden. Diese Behörde soll 818 H./1415—16 D. eingerichtet sein (S. 131), würde also danach sogar noch in vorosmanische Zeit zurückgehen. Nun sind die älteren Akten gerade dieser Behörde völlig in Unordnung, so daß es Deny nicht möglich war, gerade hier ein einigermaßen vollständiges Inventar zu bieten. Soweit er die Bestände erfassen konnte, reichen sie ins 17., z. T. in das Ende des 16. Jahrh. zurück; noch ältere Stücke waren nicht nachweisbar. Doch steht zu hoffen, daß sich solche noch in den ungeordneten Teilen dieses Archivteiles finden. Jedenfalls hat die archivalische Tätigkeit hier noch ein weites Feld der Betätigung, das in erster Linie den ägyptischen Archivaren angelegentlichst empfohlen sei.

Die übrigen Behörden, über deren Funktion auf Grund ihrer Akten uns Deny dankenswerterweise in der Einleitung ausführlich berichtet, bieten nicht mehr das Bild der alten Verwaltung mit ihrem mittelalterlichen Gepräge, wie sie in den Jahrhunderten der osmanischen Herrschaft bestanden hatte, sondern sie stellen die Neuschöpfung Moḥammed ʿAlī's dar. Die Bedeutung dieses Mannes für Ägypten als Neuorganisator seines Staates zu würdigen, dazu bietet Denys Publikation vor allem die Grundlage.

Leider finden sich reiche geschlossene Bestände an Urkunden dieser Behörden erst seit dem Jahre 1236 H./1820—21 D., während uns das Archiv für die Anfänge der Geschichte Moḥammed ʿAlīs zum größten Teile doch im Stich läßt. Dies hat, wie Deny S. 15 f. ausführt, seinen Grund in einem Brand auf der Zitadelle, der nach Ǧabartī am 7. Ram. 1235 H./18. Juni 1820 D. ausgebrochen war, und dem ein Teil der Archivbestände zum Opfer gefallen ist.

Trotzdem ist es Deny doch gelungen, aus den Resten der archivalischen Bestände dieser ersten Jahre Moḥammed ʿAlīs unter Zuhilfenahme der von den Historikern, vor allem Ǧabartī, gebotenen und der aus der von G. Douin veröffentlichten Korrespondenz der französischen Konsuln in Ägypten zu entnehmenden Daten eine genauere und richtigere Datierung des Regierungsantrittes Moḥammed ʿAlīs festzustellen, als sie bisher angenommen wurde. Danach erfolgte am 10. Ṣafer 1220 H./10. Mai 1805 D. oder am 19. Floréal XIII der franz. republ. Ära/9. Mai 1805 D. die Investitur Moḥammed ʿAlīs zum Vālī von Ǧidda. 3 Tage später, also am 13. Ṣafer/13. Mai oder 12. Ṣafer/12. Mai wurde Moḥammed ʿAlī von den Notablen Kairos an Stelle Ḫoršīd Paschas zum Vālī von Ägypten proklamiert, und führte von da ab in den Akten, solange die Bestätigung seiner Würde von seiten der Pforte noch abzuwarten war, den Titel „Vize-Vāli (*Qā'immaqām*) von Ägypten". Die Pforte konnte sich nun nicht länger dem Laufe der Entwicklung verschließen und sandte den großherrlichen Fermān, der die Ernennung zum Vālī von Ägypten aussprach. Dieser traf in Kairo am 12. Rebīʿ II 1220 H./9. Juli 1805 D. oder am 21. Messidor XIII/10. Juli ein (S. 78 ff.).

Die Sprache in allen den von Deny inventarisierten Urkunden, und zwar nicht nur die des diplomatischen Verkehrs mit der Pforte, sondern auch die der behördlichen Akten ist türkisch; allerdings ein Türkisch, das eine eigene Note hat durch den Einschlag spezifisch ägyptisch-arabischer Elemente, die ein türkischer Beamter aus den anderen Pro-

vinzen des osmanischen Reiches kaum würde verstanden haben. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. kommt allmählich das Arabische als Verwaltungssprache in Ägypten wieder auf (vgl. darüber S. 157 ff.).

Über diese vizeköniglichen Archive hinaus hat Deny es sich angelegen sein lassen, auch Hinweise auf weitere Bestände an türkischen Urkunden in Kairo zu geben. Unter diesen verdienen die in dem Archive der Großqāḍīs von Kairo (S. 214 ff.) besondere Beachtung, deren Ernennung bis zum Weltkrieg ein Privileg der Pforte war, da sich in ihm auch ältere Urkunden aus osmanischer Zeit finden. Ein eigentliches Inventar darüber ist jedoch nicht geboten, sondern nur eine summarische Übersicht, in der besonders auf die Waqfurkunden hingewiesen ist, die sogar bis 554 H./1159 D. zurückreichen.

Nach einem inhaltlich ungemein reichen allgemeinen Teil (S. 1—224) füllt den Hauptteil des stattlichen Bandes (S. 225—548) das Inventar der Archive des ʿĀbidīn-Palastes und der Zitadelle. Natürlich führt dieses Inventar nicht die in diesen Archiven enthaltenen Urkunden einzeln auf — dazu wären eine Reihe derartiger Bände notwendig gewesen. Es ist vielmehr der Führer, mittels dessen sich derjenige, der archivalische Studien in Kairo treiben will, unschwer durch die reichen Bestände der beiden Archive wird hindurchfinden können. Es ist, wie geagt, das erstemal, daß in dieser Weise größere archivalische Bestände des Orients erschlossen wurden; der Verf. ist daher des Dankes aller derer sicher, die an orientalischen Urkundenstudien ein Interesse haben, und es ist zu hoffen, daß die dadurch geschaffene Erschließung der ägyptischen Archive nun auch der historischen Wissenschaft den Antrieb gibt, einen möglichst ausgiebigen Gebrauch davon zu machen, — vorausgesetzt, daß die ägyptische Archivverwaltung die dazu erforderliche Erleichterung in der Benutzung bietet.

Den Band beschließen Anhänge, Nachträge und Indizes (S. 549—627). Die beigegebenen 56 Tafeln enthalten ab Tafel 7 Wiedergaben von Urkunden mit kurzer Inhaltsangabe in der Unterschrift. Leider sind diese Abbildungen Klischeedrucke, die, zumal der Raster nicht einmal besonders fein ist, in der Deutlichkeit der Wiedergabe bei Feinheiten versagen und damit z. T. nur geringen Wert für das Studium der Schriftstücke haben.

Minorsky, V.: La Domination des Dailamites. Paris: Ernest Leroux 1932. (26 S., 1 Taf., 1 Kte.) gr. 8°. = Publications de la Société des Études Iraniennes et de l'Art Persan, No. 3. Bespr. von **Fr. Taeschner**, Münster i. W.

Der durch seine historischen und historisch-geographischen Forschungen über Iran bekannte Verf. bietet eine gut zu lesende und quellenmäßig fundierte Studie über die historische Bedeutung der Dailamiten in der älteren Geschichte Persiens, vornehmlich in den ersten Jahrhunderten des Islam bis zur Seldschukenzeit. Er konnte hierbei ein jüngst erschienenes Werk eines persischen Gelehrten, Saiyid Aḥmad Kasravī, Šahriyārān-i gumnān I—III, Teheran 1928—30, als Vorarbeit benutzen, das im Detail die Geschichte der Dynastien NW-Persiens vor dem Eintreffen der Seldschuken behandelt. Nebst zahlreichen aus verstreuten Quellen zusammengetragenen Nachrichten fußt die Darstellung, namentlich der Būyidenzeit, in der Hauptsache auf Ibn Miskawaih; bezügl. der Musāfiriden (S. 8) hätte der Leser auf die Studie von Vasmer in Islamica III aufmerksam gemacht werden können.

Die Dailamiten, ein kräftiges Gebirgsvolk noch unbekannter Herkunft, das wahrscheinlich ursprünglich eine nichtiranische Sprache gesprochen hatte, widerstand erfolgreich den muslimischen Eroberern und damit auch dem Vordringen des Islam. Seine Islamisierung, die wohl mit seiner Iranisierung Hand in Hand ging, erfolgte auf friedlichem Wege; und zwar in der Hauptsache wohl dadurch, daß Dailam der Schlupfwinkel wurde, in dem sich ʿAliden vor Verfolgungen von seiten der ʿAbbāsiden verbargen. So hat auch der Islam in schiʿitischer Form bei den Dailamiten Eingang gefunden, und die erste Rolle, die ihr Land in der Geschichte der islamischen Welt spielte, war die als Operationsbasis für ʿalidische Unternehmungen.

Viel von sich reden machten dann die Dailamiten, als sie mit zur Kerntruppe des aus dem verwandten Nachbarvolke der Gīl (Gīlān) hervorgegangenen Mardāvīǧ gehörten. Bekanntlich stand dieser Mann ganz im Banne der von den Sāmāniden heraufgeführten iranischen Renaissance, und so wurden die inzwischen iranisierten Dailamiten im IV. Jahrh. in das Zentrum der iranistischen Strömung hineingezogen.

Dies wirkte sich aus, als das Bergvolk der Dailamiten dem Islam eine seiner bedeutendsten Dynastien stellte, die der schiʿitischen Būyiden. Durch diese erfüllte sich bekanntlich i. J. 946 das Geschick des ʿAbbāsidenreiches, das einst mit Hilfe von iranischen Streitkräften gegründet worden war; denn nun übernahmen in ihm Iranier ganz offen die weltliche Herrschaft. Es waren also die Dailamiten, die durch den Staatsstreich von 946 als Vollstrecker der 750 angebahnten Entwicklung sowohl die Erben des islamischen Reiches, als auch die Träger der iranischen Kulturtradition wurden — etwa ein Jahrhundert lang, bis sie in beiden Punkten ihre Rolle abtreten mußten an ein neues Volkselement, die seldschukischen Türken.

Diese kurze Epoche, in der die Dailamiten unter Führung der Būyidendynastie ihre weltgeschichtliche Rolle spielten, blieb aber von weittragender Bedeutung für das kulturelle Antlitz Vorderasiens in den folgenden Jahrhunderten. Die Būyiden leisteten für West- und Südpersien das, was die Sāmāniden für Chorāsān geleistet hatten. Die Entwicklung einer neuen nationalpersischen Kultur in islamischem Gewande ist ohne den Schutz und die Förderung, den sie von seiten dieser beiden Dynastien genossen hatte, nicht denkbar. Auch für die religiöse Entwicklung Persiens hat das Dailamitentum maßgebende Bedeutung erhalten: es ist wohl nicht zufällig, daß von dem Dailam benachbarten Ardabīl die safavidische Bewegung ihren Ausgang nahm, durch die schließlich die Schiʿa in Persien zur Herrschaft gekommen ist.

Diese Gedanken in ansprechender Form und unter zuverlässiger Fundierung durch die einschlägigen Quellen klar herausgearbeitet zu haben, ist das Verdienst des Verf.s in der vorliegenden kleinen Schrift.

Südasien.

1. **Gowen**, Herbert H.: **A History of Indian Literature** from Vedic Times to the Present Day. New York and London: D. Appleton and Comp. 1931. (XVI, 593 S.) 8°. 15 sh.
2. **Matsumoto**, Tokumyo: **Die Prajñāpāramitā-Literatur** nebst einem Specimen der Suvikrāntavikrāmi-Prajñāpāramitā. Stuttgart: W. Kohlhammer 1932. (VII, 29 S.) gr. 8°. = Bonner Orientalist. Studien, hrsg. von P. Kahle und W. Kirfel, Heft 1. RM 7.50. Bespr. von M. Winternitz, Prag.

1. Der Verfasser dieses Buches ist Professor für orientalische Sprachen und Literatur an der Universität Washington und hat bereits „An Outline History of China" und „An Outline History of Japan" veröffentlicht. Die vorliegende Geschichte der indischen Literatur („Outline History" hätte auch hier als Titel genügt) ist für Amerikaner geschrieben, die sich möglichst rasch und bequem über die ganze indische Literatur von den frühesten Zeiten bis auf den heutigen Tag unterrichten wollen. D. V. behandelt nicht nur, von der durch die Ausgrabungen im Indus-Tal bekannt gewordenen Kultur von angeblich 3000 vor Christi und der arischen Einwanderung in Indien ausgehend, die vedische Literatur, die philosophischen Schulen, die wissenschaftliche Literatur, die großen Epen, die jinistische und buddhistische Literatur, die klassische Sanskritdichtung und die Purāṇas und Tantras, sondern geht auch auf die mohammedanische Eroberung und die unter dem Einfluß der Mohammedaner entstandene Literatur ein, verfolgt die religiöse Literatur des indischen Mittelalters und behandelt schließlich auch die anglo-indische Literatur und das neueste Schrifttum der Inder bis auf Rabindranath Tagore, den er für den größten indischen Dichter seit Kālidāsa erklärt und in manchen Beziehungen selbst über Kālidāsa stellen möchte. Der Verfasser schließt mit einem sympathischen Ausblick in die Zukunft des indischen Geisteslebens.

Daß ein solches, durchweg aus zweiter Hand schöpfendes Buch manche Mißverständnisse, Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten enthält, ist kaum zu verwundern. Daß z. B. die vedischen Sänger sangen „wie der Vogel singt" (S. 47) kann nicht „for the most part" des Ṛgveda, sondern höchstens für einen kleinen Teil der Hymnen gelten. Die Prātiśākhyas sind nicht „treatises pertaining to certain çākhyas", sondern „to certain çākhās". Schlimmer ist es, wenn S. 162 gesagt wird, der erste āśrama sei „the period of studentship, the life of the āchārya" (statt brahmacārin). Sonderbar ist es, wenn S. 173 gesagt wird, daß die Arthaśāstras „may be accurately (?!) defined as dharmaśāstras" usw. Durch Talboys Wheelers „History of India" (1869) irregeführt, gibt G. (S. 226 f.) die Geschichte von „Chandrahāsa and Bikyā" (i. e. Viṣayā), die sich im Āśvamedhikaparvan des Jaiminibhārata findet, als eine Episode des alten Mahābhārata wieder (s. meine „History of Indian Literature", I, p. 584 ff.). Ebenso sind die hübschen Kindergeschichten von Rāma (S. 243) nicht nach dem zuverlässigeren Text des Rāmāyaṇa, sondern nach Talboys Wheeler erzählt, der sie übrigens schon als Interpolation erkannt hat. Sāṃkhya bedeutet weder „number" noch „synthesis" (S. 128). Im Glossar ist *rajas* durch „brightness" schlecht wiedergegeben. Auf der 1. Seite sollte es Dr. Reinhold Rost, nicht „Röst" heißen, in der Bibliographie „Belvalkar" und nicht „Balvalkar", und „Ludwig, Alfred" und nicht „Ludwig, Arthur". In bezug auf die Schreibung der indischen Namen bleibt viel zu wünschen übrig. Bei einer 2. Auflage, die das Buch, das sehr geschickt gemacht ist und im allgemeinen die beste Literatur benützt und so weit zuverlässig ist, gewiß erleben wird, sollte der Verfasser nicht versäumen, diese indischen Namen und Wörter durch einen Sanskritisten durchsehen zu lassen, damit nicht Längezeichen dort stehen, wo sie nicht hingehören, und fehlen, wo sie am Platze sind. Schon im Glossar lesen wir: Chakravartīn, Go-Dana (statt Godāna), sukta, upanāyana, usw. Besonders schlimm sind: Suçrūta-samhita (S. 144, 145), Kudda-pātha (S. 312 für Khuddakapātha), An-ānga (S. 191 für den Liebesgott Anaṅga), Kança statt Kaṃsa (S. 234) und Kālī-yuga (S. 453, 459) für Kaliyuga.

2. Zu den frühesten Mahāyāna-Sūtras gehören mit größter Wahrscheinlichkeit die Prajñāpāramitā-Sūtras, in denen die höchste aller „Vollkommenheiten" (Pāramitās), die Vollkommenheit 'Weisheit' (prajñā-pāramitā) d. i. die mahāyānistische Śūnyatā-Lehre, die Lehre, daß alle Dinge „leer" sind in dem Sinne, daß ihnen keine absolute, sondern nur eine relative Existenz zukommt. Eine beträchtliche Zahl solcher Prajñāpāramitā-Sūtras gibt es im Sanskrit, noch größer ist die Zahl der chinesischen und tibetischen Übersetzungen. Hsüan Tsang übersetzte zwölf dieser Texte in seinem Mahā-Prajñāpāramitā-Sūtra, von denen das längste einen Umfang von 100000, das kürzeste einen von 150 „Ślokas" hat. Im tibetischen Kanjur gibt es neben einer „Prajñāpāramitā von nur wenigen Silben" (Svalpākṣarā Prajñ.) sogar eine „heilige Prajñāpāramitā von einer einzigen Silbe" (Ekākṣarī), in der die Weisheit-Vollkommenheit nur in der einen Silbe a gelehrt wird.

T. Matsumoto gibt in der fleißigen und gründlichen Arbeit, die sich ebenso auf Sanskrit- wie auf chinesische Quellen stützt, zunächst einen Überblick über die ganze umfangreiche Literatur in Sanskrit, Chinesisch und Tibetisch und handelt dann über die Chronologie der chinesischen Übersetzungen. Aus der chronologischen Liste, in die nur jene Übersetzungen aufgenommen sind, bei denen die Datierung feststeht, ergibt sich, daß die älteste Übersetzung eines Prajñāpāramitā-Textes die von Lokarakṣa im Jahre 172 n. Chr. ist. In Bezug auf die Entstehung der Prajñāpāramitā-Literatur vertritt der Verfasser die Ansicht, daß ihre Lehren als Gegenströmung gegen die realistischen Lehren der Sarvāstivāda-Schule entstanden sind und daß die Śūnyatā-Lehre der Prajñāpāramitās eine Rückkehr zu den alt-buddhistischen Pratītyasamutpāda- und Anātmatā-Lehren bedeutet. Alt-buddhistisch sind

diese Lehren in dem Sinne, daß sie im ältesten Kanon, den wir haben, stark im Vordergrunde stehen. Ob sie deshalb, wie der Verfasser annimmt, der ursprünglichen Lehre des Buddha selbst entsprechen, muß freilich zweifelhaft bleiben, wenn man auch nicht so weit geht wie Mrs. Rhys Davids, die in diesen Lehren nur eine mönchische Entstellung der ursprünglichen Lehre sehen will. Da die Sarvāstivādins in Kaschmir heimisch waren, schließt M., daß eben dort in der Zeit zwischen Christi Geburt und Kaniṣkas Regierungszeit die Prajñāpāramitā-Bewegung zu deren Bekämpfung eingesetzt hat. Von Kaschmir sind dann die Prajñāpāramitās nach Khotan und Kutscha in Zentralasien und durch Lokarakṣa nach China gebracht worden. Da Nāgārjuna in seinem Kommentar zur Pañcaviṃśatisāhasrikā bereits die Śatasāhasrikā kennt, Maitreyanātha eine Gāthā zur Vajracchedikā schrieb und Bhāvaviveka (6. Jahrh. n. Chr.) die Suvikrāntavikrāmi-Prajñāpāramitā zitiert, kann man sagen, daß diese Literatur etwa den ersten fünf Jahrhunderten nach Christi Geburt angehört. Warum M. in der „Prajñāpāramitā-Bewegung" „eine Vorgängerin des Mahāyāna-Buddhismus" sehen will, ist mir nicht klar. Die Prajñāpāramitā-Sūtras unterscheiden sich von anderen Mahāyāna-Sūtras nur dadurch, daß sie sich mehr mit den philosophischen Grundanschauungen des Mahāyāna beschäftigen (wie übrigens auch das Laṅkāvatāra-Sūtra), während Saddharmapuṇḍarīka und andere mehr dem Kult der Buddhas und Bodhisattvas gewidmet sind. Zu den Ausführungen Ms. über die Geschichte der Prajñāpāramitā-Literatur wäre jetzt auch Nalinaksha Dutt, Aspects of Mahāyāna Buddhism (London 1930), S. 323ff. zu vergleichen. Im Anhange gibt M. eine Kapitelkonkordanz der chinesischen und Sanskrit-Versionen der Pañcaviṃśatisāhasrikā Prajñāpāramitā.

Zu jenen kurzen Prajñāpāramitās, die in Wirklichkeit nichts anderes als Dhāraṇīs oder Zaubertexte sind, gehört das Prajñāpāramitā-hṛdaya-Sūtra, dessen Sanskrit-Text zuerst von F. Max Müller und Bunjiu Nanjio (Anecdota Oxoniensia 1884) nach dem in einem Kloster von Horiûzi in Japan gefundenen Manuskript herausgegeben wurde. Sir Aurel Stein hat dann in Tun-huang ein Manuskript des Sanskrit-Textes in chinesischer Transkription gefunden. Von diesem interessanten Text gibt M. im Anhang II eine Ausgabe mit Umschrift in lateinischen Lettern. Die zweite Hälfte der Schrift enthält eine Ausgabe des Nidānaparivarta (des ersten der sieben Parivartas) der Suvikrāntavikrāmi-Prajñāpāramitā nach dem einzigen in der Universitätsbibliothek zu Cambridge vorhandenen Manuskript mit Benutzung der chinesischen und tibetischen Übersetzungen.

Wir begrüßen dieses erste Heft der Bonner Orientalistischen Studien als einen dankenswerten Beitrag zur Mahāyāna-Forschung und hoffen, dem Verfasser noch öfters auf diesem Forschungsgebiet zu begegnen.

---

1. **Strauß,** Otto: **Udgīthavidyā.** Berlin: W. de Gruyter & Co. in Komm. 1931. (70 S.) 4°. RM 4.50.
2. — **Die älteste Philosophie der Karma-Mīmāṃsā.** Ebda. 1932. (66 S.) 4°. RM 4 —. = Sitzungsberichte der Preuß. Akad. d. Wiss., Phil.-Hist. Klasse. 1931, XIII u. 1932, XXII. Bespr. von F. Otto Schrader, Kiel.

Dies sind zwei Vorarbeiten zu der „zusammenfassenden Darstellung von Vedānta und Mīmāṃsā", die Verf. für den Grundriß der Indo-Arischen Philologie und Altertumskunde zu liefern übernommen hat.

1. „Udgīthavidyā" heißt in der brahmanischen Theologie die in Chānd. Up. 1, 2 und in anderer Form in Bṛh. Up. 1, 3 berichtete kleine Geschichte, „in der der Prāṇa als Absolutum verherrlicht wird, und zwar in Beziehung zu der Sāmanlitanei, die den Namen Udgītha führt". Das Verhältnis dieser Stücke zu einander ist von zwei Seiten und in verschiedener Weise als Problem empfunden worden, nämlich von der historisch-kritischen Forschung und von der Scholastik. Im Sinne der ersteren hat Deussen (60 Upanishads des Veda, pp. 385 ff.) den Chāndogya-Bericht für sekundär erklärt, was er um so bemerkenswerter fand, „als die Erzählung, da es sich um den Udgītha handelt, im Kreise der Sāmavedatheologen entstanden zu sein scheint" (loc. cit., p. 69). Anderseits war für die Scholastik die Frage die, ob es sich um zwei „Vidyās" (und damit um zwei Meditationen) oder um nur eine handele; und hierzu haben Bādarāyaṇa (Brahmasūtra III, 3, 6—9) und ausführlich Śaṅkara für die Verschiedenheit der beiden sich ausgesprochen. Strauß sucht gegenüber Deussen zu erweisen (mit Erfolg, wie mir scheint), daß das gegenseitige Verhältnis der zwei Stücke nicht als „historische Abfolge" verstanden werden dürfe, indem dies „vielmehr Darstellungsweisen des gleichen Gedankens" seien, der „ideengeschichtlich zu der Stufe der Einheitsspekulation" gehöre, „auf der das Absolutum Brahman-Ātman noch nicht feststeht". Der eigentliche Zweck seiner Abhandlung aber ist, an einem Beispiel zu zeigen, daß der systematische Vedānta, obwohl „als philosophisches System ... vom System der Mīmāṃsa tief verschieden", dennoch „methodisch ... wirklich eine Uttaramīmāṃsā" ist. Er weist mit großer Gründlichkeit nach (pp. 9—36), daß Śaṅkara sich auf die Mīmāṃsā-Sūtras und Śabara bezieht, und gibt (pp. 36 ff.) zu diesem Zwecke noch eine vollständige Übersetzung von Brahma-Sūtra III, 3, 1—9 nebst dem Śaṅkarabhāṣya nicht nur, sondern auch der (bisher unübersetzten) Bhāmatī des (mit Śaṅkaras Absichten zweifellos genau vertrauten, weil ihm zeitlich so nahestehenden) Vācaspatimiśra.

2. „Die Älteste Philosophie der Karma-Mīmāṃsā" ist ein Titel, der vielleicht größere Hoffnungen erweckt als erfüllt werden. Denn in der von Śabara ad Mī. Sū. I, 1, 5 einem „Vṛttikāra" in den Mund gelegten langen Auseinandersetzung (ed. Bibl. Ind., pp. 7—18, 6), um die es sich hier handelt, wird eigentlich nur eine philosophische Frage behandelt, nämlich die des Wortes zu seinem Gegenstand; und sie wird in einer Weise behandelt, die trotz der von der späteren abweichenden Auffassung vom gegenseitigen Verhältnis der Sūtras I, 1, 4 und 5 irgendeine Verschiedenheit des philosophischen Standpunktes von dem des Śabara, wie mir scheint, nicht erkennen läßt. Und ob weiter noch der Vṛttikāra spricht, wenn im folgenden (loc. cit., pp. 18—24) die Frage nach dem Verhältnis des Wortes „ich" zu seinem Gegenstand und damit das Zentralproblem der indischen Metaphysik erörtert wird, ist leider ungewiß; Jacobi hat sich mit dem Herausgeber des Textes gegen diese Annahme erklärt, und auch Strauß gibt Gründe dagegen an und fügt hinzu, daß sich nicht einmal entscheiden lasse, ob dieser Teil auf entsprechenden Ausführungen des Vṛttikāra fuße. Die „älteste

Philosophie der K. M.", mit der uns Verf. bekannt machen will, ist also die des Śabara in Verbindung mit der des Vṛttikāra, wie sie uns eben im Kommentar zu I, 1, 5 vorliegt. Und in diesem Abschnitt ist allerdings am auffallendsten die erwähnte Verschiedenheit in der Auffassung der beiden Sūtras, von denen nämlich für den Vṛttikāra das von Śabara als Siddhānta erklärte Sūtra 4 der Pūrvapakṣa ist, dem Sūtra 5 als Siddhānta gegenübersteht. Das Sūtra 4 faßt nämlich Śabara als einen Satz auf, der Vṛttikāra dagegen (indem in seiner Lesung *tat* für *sat* und *sat* für *tat* steht) als zwei Sūtras, wodurch der Sinn ein völlig verschiedener wird. „Wir bekommen also die Gedankenfolge: Sū. 4a (Pūrvapakṣa 1): Das Śāstra ist als abhängiges Glied in den bekannten Pramāṇas enthalten. Sū. 4b (Pūrvapakṣa 2): Das Śāstra ist überhaupt kein Pramāṇa. Sū. 5 (Siddhānta): Es ist tatsächlich ein Pramāṇa, und zwar ein unabhängiges." Verf. bespricht eingehend und mit großem Scharfsinn sowohl den gesamten Kommentar zu Sūtra 5 wie auch, des Zusammenhanges wegen, die vorhergehenden vier Sūtras und, „weil im Kernstück ausdrücklich darauf verwiesen wird", auch I, 3, 30—35 (über das Wort als die Gattung oder das Einzelding bezeichnend); und er fügt eine vollständige und größtenteils erstmalige Übersetzung dieser sämtlichen (Sūtras nebst) Kommentarstellen hinzu. Bei der Besprechung des Pūrvapakṣa (Unterfälle des Anumāna) findet die auffallende Verwandtschaft mit dem Vaiśeṣika (Praśastapāda) besondere Berücksichtigung. Die zwei Einwände des Buddhisten: daß die Erkenntnis „ohne äußeren Stützpunkt" (*nirālamba*) und daß sie „leer" (*śūnya*) sei, bezieht Verf., in Anlehnung an Schayer und gegen Jacobi, beide auf den Vijñānavāda; und auch durch seine Annahme der vom Herausgeber des Textes (Bibl. Ind., p. 10, n. 1) vorgeschlagenen Konjektur *na pratyakṣam* weicht er von Jacobi ab mit dem m. E. richtigen Hinweis auf die uralte Auffassung von der ewigen Untrennbarkeit und folglich gleichermaßen objektiven Existenz des „Namens" und des benannten Gegenstandes. Noch viele interessante Einzelheiten verdienten Erwähnung; doch muß Vorstehendes genügen zu zeigen, daß hier zwei gediegene Arbeiten vorliegen, an denen kein für die indische Philosophie ernstlich Interessierter vorübergehen darf.

[Tiruvaḷḷuvar:] The sacred Kural or The Tamil Veda of Tiruvaḷḷuvar. Selected and translated with Introduction and Notes by H. A. Popley, B. A. Calcutta: Association Press; London: Oxford University Press 1931. (XIX, 120 S.) kl. 8°. = The Heritage of India series. Geb. 3 sh. — Bespr. von H. H. Figulla, Berlin.

Seit etwa zehn Jahren verlegt die Association Press in Kalkutta eine Bücherreihe „The Heritage of India series", in der schon manches wertvolle Buch erschienen ist. In dieser Reihe wurde als jüngster Band eine Auswahl des Kural, des berühmten tamilischen Spruchbuches, veröffentlicht.

Der erste Teil bringt auf 35 Seiten eine recht instruktive Einleitung über Entstehung und Zeitgeschichte der Dichtung, über das Leben des sagenhaft gewordenen Dichters Tiruvaḷḷuvar, über die religiösen Verhältnisse Südindiens und die Metrik des Dichters, dann folgt auf 30 Seiten der Text in englischer Sprache. Das Original besteht aus 133 Abschnitten zu je 10 Sprüchen in Doppelversen, die nach den drei ethischen Gesichtspunkten der Inder: Dharma, Artha, Kāma in drei Teile gegliedert sind. Von diesen 1330 Versen sind 357 übersetzt (Spr. 1—90 lückenlos); leider wird nicht, wie das in anderen Bändchen der Reihe geschehen ist, der Tamiltext der Übersetzung gegenübergestellt. Der Übersetzer hat nur englische Vorarbeiten benutzt, die Ausgabe von Graul mit lateinischer Übersetzung ist ihm unbekannt; die Übersetzung selbst ist wohlgelungen und sinngetreu.

Zum Schluß folgen noch Anmerkungen (S. 69 bis 107) und eine kleine Kural-Bibliographie (S. 111—115).

---

1. **Gandhi. Der Heilige und der Staatsmann** in eigenen Aussprüchen. Ausgewählt und eingeleitet von B. P. L. Bedi und Freda M. Houlston. Mit einem Geleitwort von Prof. D. Dr. Rudolf Otto. München: Ernst Reinhardt 1933. (80 S.) 8°. RM 1.80.
2. **Wiser,** Charlotte and William H.: **Behind Mud Walls in India.** London: George Allen & Unwin Ltd. [1932]. (X, 180 S.) kl. 8°. 6 sh. Angez. von Otto Strauß, Breslau.

1. An Büchern über Gandhi ist kein Mangel, aber dennoch darf diese nur 80 Seiten umfassende Broschüre dankbar begrüßt werden, da sie von seltenem pädagogischen Geschick zeugt. Den Kern des Ganzen bildet eine Auswahl aus Reden und Aufsätzen Gandhis. Voran steht ein kurzes Geleitwort Rudolf Ottos, das in besonders glücklicher Weise die religiöse Eigenart des Mahātman charakterisiert. Zur Ergänzung folgt dann eine noch kürzere Einführung über die soziale Situation und eine Lebensskizze des Meisters. Den Schluß des Büchleins bildet die sympathische Schilderung eines Besuches im Āśrama in Sabarmati von Biger Forell.

2. Dies kleine, sehr angenehm zu lesende Buch schildert das Leben eines nordindischen Dorfes, wie es dem Verfasserehepaar (American Presbyterian Mission) in nahem Zusammenleben mit den Dörflern bekannt geworden ist. Wir hören vom Beginn des Unternehmens, bei dem die beiden kleinen Söhne der Verfasser eine entscheidende Vermittlerrolle spielen, dann von den Führern und Geführten im Dorfe, von den Outcastes, vom Vieh und von der Familie, von der jungen Generation und von den kleinen Vertretern der Verwaltung. All das wird uns in einfacher, eindringlicher Schilderung höchst anschaulich gemacht. Den Schluß bildet ein Kapitel über den Konservativismus des indischen Dorfes, der auch nützlichste Reformen nur unter sorgfältiger Anpassung an die Gegebenheiten gestattet.

Afrikanistik.

Beguinot, Francesco: **Il Berbero Nefûsi di Fassâto.** Grammatica, testi raccolti della viva voce, vocabolarietti. Rom: Istituto per l'Oriente 1931. (VIII, 314 S.) gr. 8°. = Pubblicazioni dell' Istituto per l'Oriente. 40 L. Bespr. von Edgar Pröbster, Neustadt/Orla.

Texte im berberischen Dialekt des Ǧebel Nefûsa sind schon gelegentlich veröffentlicht worden. Aber es handelt sich bei den älteren Arbeiten nicht um Originalaufnahmen, sondern um Reproduktionen aus aš-Šammāḫī's Traktat über die Burgen des Nefûsaberglands, der nicht den tatsächlich gesprochenen Dialekt, sondern ein von arabischen Worten möglichst gereinigtes Berberisch mit Entlehnungen aus den verschiedensten berberischen Mundarten zur Anwendung bringt. Als erster hat G. Buselli 1921

einige Erzählungen im wirklich gesprochenen Dialekt des westlichen Nefūsagebiets, und zwar im Dialekt der Ortschaft Ǧemmāri veröffentlicht, der von dem des benachbarten Hauptorts des Fassāṭo-Bezirks, Ǧādo, nur wenig abweicht. Der Dialekt dieser westlichen Gruppe bildet auch den Gegenstand des vorliegenden Lehrbuchs von Beguinot, der sein Material in Ǧādo und Tripolis bei Berbern aus dem Fassāṭo gesammelt hat. Es gliedert sich in 3 Teile. Der 1. Teil enthält die Laut- und Formenlehre und einige syntaktische Bemerkungen, der 2. einige Übungs- und 12 Lesestücke in Text und Übersetzung und mit Erläuterungen, die bei den Übungen und dem 1. Lesestück die Form einer regelrechten Präparation annehmen. Im 3.Teil wird ein italienisch-berberisches und ein berberisch-italienisches Wörterverzeichnis gegeben.

Es handelt sich um die recht gründliche Arbeit eines berufenen Sachkenners, die zur Einführung in das wenig bekannte Berberische Tripolitaniens vorzüglich geeignet ist.

Einige Bemerkungen seien hier gestattet. In der Lautzusammenstellung auf S. 5, 6 wird wohl ein w, aber kein u̯ aufgeführt und das w zusammen mit bfm als bilabial und labiodental bezeichnet. Es ist aber zwischen dem bilabialen w und dem Halbvokal u̯ zu unterscheiden (vgl. Sievers, Grundzüge der Phonetik (5. Aufl. § 326), und das w wäre (vgl. S. 10. 15. 49) besser mit u̯ umschrieben worden. Für die stimmlose Affrikata z' hätte sich neben ź wohl eine andere Umschreibung empfohlen. Den Beispielen betr. Palatalisation ließen sich noch hinzufügen: guźil = šilḥisch igigil Waise; išemźân = šilḥisch ismgan; uǧǧâg = šilḥisch igig, iggig Donnerschlag; tmeǧǧit vgl. šilḥisch amezzuǧ pl. imezgan. Auf S. 59 vermißt man bei yuséd einen Hinweis auf die Form yusû etwa in der Verbindung u d yusûš. — Auf S. 124 hätte bei an auch an d fino a erwähnt werden können. Auf S. 130 Zl. 10 und 138 Zl. 1 steht ġófsen, wofür man nach S. 110 ǵéfsen hätte erwarten sollen. — Im Wörterverzeichnis fehlt bedâtha (s. S. 192 Zl. 2 des berberischen Texts). Érṭâl (S. 241, 276) ist arabischen Ursprungs, vgl. Stumme, Handbuch s. v. r^{c}ḍl. — Zu essāt, ssāt, zzāt vgl. ďať s. Loubignac, Etude s. le dialecte berbère des Zaian et Ait Sgougou, Paris 1924/5, S. 259. — Essîṭân (S. 226, 277) wäre wohl besser mit ässîṭan (= äss wâiṭân? vgl. šilḥisch asfan) umschrieben worden. — Zu meššék vgl. šilḥisch mzze+kuk. — Ġammaḍ (S. 213 s. v. chiudere) ist nicht nur ägyptisch, sondern auch magrebinisch, vgl. Brunot, Textes arabes de Rabat S. 10, 18 u. a. — Zu ṣaqqam wäre auch marokkanisch mṣaqqam zu vergleichen. — Ttemm (S. 214, 300) ist arabisch vgl. Macdonald in JRAS 1910 S. 370 Anm. 1; Brunot l. c. 2, 19; 14, 3 u. a. — Ufernû ist lat. furnus vgl. Stumme zu afānru (aferran) in Sitte und Recht in Nordafrika, Stuttgart 1923, S. 153.

Berichtigung

(Zu OLZ 1933, 418)

In meiner Besprechung von Erichsen's Faij. Fragm. ist mir ein grobes Flüchtigkeitsversehen unterlaufen, das ich hiermit richtigstellen möchte. Ich hatte die Stelle 5a 11 ⲯⲱⲟⲛⲓ ⲉⲕⲁϩⲕⲑⲟⲩ ⲛⲛⲓⲁⲃⲱⲓⲁ ⲉϩⲟⲩⲁⲓⲥⲧⲉ ⲛⲕⲁϩⲕⲑⲏⲩ ⲩⲫⲧ = sah. ⲉⲁⲣⲉⲥⲕⲉ ⲛⲛⲣⲱⲟⲩⲉ ⲛϩⲟⲩⲟ ⲉⲕⲁϩⲑⲏⲕ ⲉⲡⲛⲟⲩⲧⲉ zum Beweis dafür verwendet, daß der faij. Text aus dem sah. übersetzt sein müsse: das zweite ⲁϩⲕⲑⲏ≠ des Faij. sei dem ⲕⲁϩⲑⲏ≠ des Sah. graphisch so ähnlich, daß nur eins aus dem anderen verderbt sein könne; da es aber im Sah. kein ⲁⲕϩⲑⲏ≠ 'gefallen' gebe, müsse das faij. ⲁϩⲕⲑⲏ≠ entweder falsch oder das Sah. gegen alle Wahrscheinlichkeit aus dem Faij. übersetzt sein. Indessen besteht ja durchaus die Möglichkeit, daß ⲁϩⲕⲑⲏⲩ ⲩⲫⲧ erst eine innerfaijumische, durch das erste ⲁϩⲕⲑⲏ≠ = sah. ⲁⲣⲉⲥⲕⲉ veranlaßte Verderbnis aus *ⲕⲁϩⲑⲏⲕ ⲫⲧ ist; damit scheidet diese Stelle als Kriterium aus. — Anderseits sind meine vermeintlichen „stilistischen" Argumente gegen den Wortlaut des Faij. gänzlich hinfällig. Die von mir unvorsichtigerweise als „platt" bezeichnete Antithese Menschengefälligkeit — Gottgefälligkeit läßt sich ebenso belegen wie Menschenvertrauen — Gottvertrauen, und zwar beides mit Wiederholung des gleichen Verbums: Ign. ad Rom. 2, 1 οὐ γὰρ θέλω ὑμᾶς ἀνθρωπαρεσκῆσαι, ἀλλὰ Θεῷ ἀρέσαι[1]; — Ps. 117,8 ἀγαθὸν πεποιθέναι ἐπὶ κύριον ἢ πεποιθέναι ἐπ' ἄνθρωπον. Von dieser Seite wäre der faij. Text also im Gegenteil durchaus geschützt, was aber nicht hindern kann, aus anderen Gründen doch dem sah. den Vorzug zu geben.

H. J. Polotsky.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Bulletin of the Fogg Art Museum 2 1932:

1 4—9 D. Barrett Tanner, Four Fayum Portraits in the Fogg Art Museum (m. 9 Abb.).

2 24—8 Langdon Warner, The Duel Collection of Japanese Prints (m. 2 Abb. nach Hiroschige u. Harunobu). — Wr.

Bulletin de l'Institut français d'Archéologie orientale 32 1932:

1—6 R. Engelbach, Some Suggestions on the Transcription of european Words into the arabic Alphabet (Vermehrung der Vokale auf 8 lange u. 8 kurze durch Einführung von den alten ähnlichen Zeichen, Ergänzung der Konsonanten a. d. persischen Alphabet.). — 7—52 Raymond Weill, Compléments pour „La fin du Moyen Empire égyptien", Monuments et faits documentaires (m. 4 Taf. Zahlreiche mehr und weniger wichtige Einzelheiten). — 53—63 Raymond Weill, Formule énigmatique dans un texte réligieux du Nouvel Empire (bei Gauthier, Les fêtes du dieu Min, S. 188.). — 65—81 Maurice Alliot, Fouilles de Deir el-Medineh 1930/1. Un puits funéraire à Qournet-Mora^{c}i (m. 2 Taf. u. 13 Abb. Resultate in graph. Darstellungen, unwesentliche Einzelfunde außer einem Stelophoren mit Sonnenhymnus in üblicher Form). — 83—96 J. Leibovitch, Formation probable de quelques signes alphabétiques (m. 3 Taf. nach kurzer histor. Übersicht über den Gang der Forschung und

1) Die kopt. Übersetzung (ed. Wessely) hat das Verbum nur einmal: ⲛⲑⲟⲩⲱⲱⲩ ⲅⲁⲣ ⲁⲛ ⲉⲧⲣⲉ-ⲧⲉⲧⲛⲁⲣⲓⲥⲕⲉ ⲛⲣⲱⲟⲩⲉ ⲁⲗⲗⲁ ⲩⲡⲛⲟⲩⲧⲉ.

Polemik gegen Sprenglings Seïr-Hypothese tritt Vf. dafür ein, daß die Erfindung der Buchstabenschrift in Byblos bzw. in Phönizien erfolgt sei, von wo sie u. a. auch nach den Sinaigruben gelangt sei, er vergleicht die Zeichenformen mit den ägyptischen und denen der änigmatischen Inschr. v. Byblos, die er mit Dunant ins MR setzt und damit für älter hält als die sinait.). — 97—119 Paul Graindor, Inscriptions de la Nécropole de Touna el Ghebel (Hermoupolis) (m. 6 Taf. Griech. Texte, insbes. 2 Epigramme im Grabe einer Isidora, 2. Jahrh.)

121—66 K. A. C. Creswell, La mosquée de 'Amru (m. 12 Taf. u. 16 Abb. u. Plänen. Geschichte, Beschreibung und Analyse sowie Bibliographie). — 167—81 Paul Tresson, Jean-François Champollion, Catalogue du Cabinet des Antiques de la ville de Grenoble (m. 4 Taf. Der handschriftl. Katalog Champollions a. d. Jahren 1810—12).

33 1933:

1—168 Rémy Cottevieille-Giraudet, L'Egypte avant l'Histoire. Paléolithique — Néolithique — Âges du Cuivre. Introduction à l'étude de l'Égypte pharaonique (. . . ce livre, qui ne veut pas être la critique de l'oeuvre de J. de Morgan, mais son *prolongement*, la *remise à jour* des problèmes qu'il a posés. Ausführliche Behandlung der Kulturen bis herab zur Protohistorie mit 16 Taf. 89 Abb., Literaturverz. und Register. In den *Conclusions générales* S. 145—53 Zusammenfassung der neuen Forschungsergebnisse vielfach in striktem Gegensatz zu de Morgan, — es gibt keinen „Hiatus", das Neolithikum wird scharf umrissen, — und klare Scheidung zweier Kupferzeiten in Nord- und Mittelägypten und in Oberäg., die ethnologisch auseinanderklaffen und die historischen „beiden Länder" vorbereiten. Während kulturell der Norden den Süden unterwirft, erfolgt politisch der Rückschlag, der den Zustand der histor. Zeit herstellt. Vf. stellt die prähistor. Entwicklung in die Vorzeitgeschichte der Mittelmeerländer, die auf den Bewegungen des homo asiaticus und des homo indo-mediterraneus beruhen, von denen der letztere nicht das Niltal aufwärts, sondern direkt vom Roten Meer den Süden und Nubien besiedelt habe. Seine Teilung der oberäg. Kupferzeit in K. I und II beruht auf der These, daß K. I hamitisch, K. II dagegen von den unter dem Namen Šmś.w-Ḥr bekannten eindringenden Semiten herrühre und mit der ältesten chaldäischen Kultur zusammenhänge, auch der an sich hamitischen, von der semitischen grundverschiedenen Sprache gewisse semitische Eigentümlichkeiten aufgeprägt habe. Diesen semitischen Einstrom erkennt Vf. auch an den Köpfen der Könige der 4. u. 6. Dyn. und an ihren obersten Beamten, während der Typus des Volkes, z. B. am Schreiber des Louvre, mediterran ist). — 169—89 Claude Gaillard, Identification de l'oiseau *Amâ* figuré dans une Tombe de Béni-Hassan [B. H. II Taf. 4 = Zwergreiher Ardella minuta, m. 1 Farbentaf. u. 4 Abb.).

Wr.

Bulletin de l'Institut d'Égypte 14 1931/32:

79—81 P. Sbath, Manuscrit arabe sur la Pharmacopée hippiatrique (die Handschrift im Besitz des Vf. trägt den Titel *akrabāzīn fī 'ilm aṭ-ṭibb* und gibt sich als arabische Rückübersetzung einer armenischen Übersetzung eines arabischen Originals, das z. Z. des Mamlukensultans Baibars der König von Armenien aus der *dār al-'ilm* in Baghdād bekommen habe; 6 Seiten in photographischer Wiedergabe). — 275—9 P. Sbath, „L'arrivée au but dans l'art de la littérature" *bulūgh al-'arab fī 'ilm al-'adab*, ouvrage sur la rhétorique par Germanos Farhat (über ein 1870 geschriebenes Ms. im Besitz des Vf.s, mit einem Bild von G. F. und 4 Seiten des Ms. in photographischer Wiedergabe).

R. H.

Bulletin of the Metropolitan Museum of Art 27 1932:

11 236—7 H. E. Winlock, A Scarab of Amen-hotpe III (Löwenjagdsk. m. Abb.).

28 1933:

2 18—24 H. E. Winlock, Assyria, a new Chapter in the Museum's History of Art (m. 6 Abb. Schenkung Rockefellers von mehreren Reliefs Layards a. d. Palast Assurnasirpals II, bisher im Privatbesitz). — 28—33 Gisela M. Richter, The Department of classical Art: Extension and Rearrangement (m. 7 Abb. Neue etruskische Abteilung, Abt. hellenistischer Werke aus Süditalien). — 37 M. S. D., A recent Accession of Egypto-arabic Textiles (m. Abb. eines Gewebes a. d. 12. Jahrh.).

4 76—8 Gisela M. Richter, A Statuette of an Amazon (m. 4 Abb. Durch Hinzufindung des Kopfes zu einem Torso erweist Vf. die Statue als dem Typus des Pheidias zugehörig). — 79—81 M. S. Dimand, Parthian and Sasanian Art (m. 4 Abb. aus Hatra u. Ktesiphon, Supraporte und Steckziegel).

4. Sect. 2. 1—22 Ambrose Lansing, The Egyptian Expedition 1931/2, The Museum's Excavations at Lisht (m. 20 Abb. Freilegung der Pyramide Sesostris' I. 16 datierte Graffitti a. d. 11.—14. Jahr des Königs beweisen, daß der Tempel nicht schon im 9. Jahre (Piehl, Inscr. I 2—4) fertig geworden ist. Einzelfunde: Ostrakon d. 19./20. Dyn. m. Unterweisungen des Kgs. Amenemhat; Grundsteindepositen an 3 Ecken der Pyr., darunter zerbrochene Ziegel, in die Plaketten aus Holz, Fayence, Alabaster und Bronze und einer Gold-Silber-Kupfer-Legierung mit dem Namen (?) der Pyramide eingelassen waren. Exkurs über die Zeremonie der Niederlegung der Grundsteindepositen. Nachweis der Anwendung des „Caisson"-Systems bei der Ausschachtung eines Grabes, dessen Inhalt fast ganz geraubt war; die Nachbarschaft zweier Pyramiden lassen darauf schließen, daß es einer Angehörigen des Königshauses gehörte. Einige Ziegelmastabas. Tonziegel mit den Namen Sesostris' I u. II, Sebekhoteps III. Schöner Kalbskopf aus Ton. AR- und römische Felsgräber mit geringem Inhalt. — 23—9 N. de Garis Davies, The Work of the graphic Branch of the Expedition (m. 10 Abb. aus Benihassan).

6 107—11 Alan Priest u. Pauline Simmons, Acquisitions of Far Eastern Art (m. 4 Abb. Skulpturen, Gemälde, Gewebe). — 112 J. G. P., Coptic Textiles acquired (4.—7. Jahrh.). — 112 M. S. D., A Gift of Early Egypto-Arabic Textiles. — 113 M. S. D., Luristan Bronzes (42 Stücke neuerworben, davon einige ganz alte, die meisten a. d. letzten vorchr. Jahrh.). — 113 Sumerian Jewelry (Erwerbung des Inhalts der Gräber zweier Dienerinnen der Königin Šubad).

Wr.

Bulletin of the School of Oriental Studies, London Institution 6 1930/32:

3 555—80 P. Pelliot, Les formes turques et mongoles dans la nomenclature zoologique du Nuzhatu-'l-kulūb. — 581—600 H. W. Bailey, To the Žāmāsp Nāmak. II. — 601—15 E. Denison Ross, Modern Persian Colloquial. — 617—32 D. Künstlinger, Einiges über die Namen und die Freuden des kurānischen Paradieses. — 633—40 L. Giles, Notes on the Miscellanea of I-Shan. — 641—66 S. Yoshitake, An analytic study of the conjugation of Japanese verbs and adjectives. — 667—8 J. Przyluski and G. H. Luce, The number „a hundred" in Sino-Tibetan. — 669—72 S. K. De, Bhāgavatism and Sun-Worship. — 673—8 T. N. Dave, Notes on Gujrātī phonology. — 679—700

W. G. Ivens, A grammar of the language of Kwara 'Ae, North Mala, Solomon Islands. — 701—14 J. Tanghe, Mabale Stories (Forts. zu Vol. 5, 586ff.). — 715—49 E. D. Edwards and C. O. Blagden, A Chinese vocabulary of Malacca Malay words and phrases. — 751—816 Reviews of books. — 817—24 Notes and Queries (Kurze Mitteilungen von G. A. Grierson, S. Gaselee, K. R. Pisharoti, S. A. Pakeman, H. W. Bailey).

4 825—46 L. Giles, A Chinese geographical text of the ninth century (mit vier Tafeln; Fragmente aus Tun-huang). — 847—58 Ahmet-Zeki Validi, On Mubarakshah Ghuri. — 859—66 A. B. Keith, Mahāvīra and the Buddha. — 867—96 Th. Stcherbatsky, The doctrine of the Buddha (Gegen A. B. Keith's Auffassung buddhistischer Lehren). — 897—931 L. V. Ramaswami Ayyar, Tulu prose texts in two dialects. — 933—9 T. G. Bailey, Phonetic notes on Urdu Records Nos. 6825 AK and 6826 AK. — 941—4 T. G. Bailey, Early Hindi and Urdu poetry. No. IV. — 945—55 H. W. Bailey, Iranian Studies. — 957—62 H. G. Qu. Wales, Naḥhānaḥ Ṭittha Maṅgala, the river-bathing ceremony in Siam. — 963—1002 W. G. Ivens, A vocabulary of the language of Marau Sound Guadalcanal, Solomon Islands. — 1003—99 Reviews of books (Darunter besonders ausführlich: Tocharische Grammatik. Bearb. in Gemeinschaft mit W. Schulze von E. Sieg und W. Siegling. Göttingen 1931. Besprochen von N. Mironov). — 1101—9 Notes and Queries (Kurze Mitteilungen von E. Denison Ross, A. Waley, D'Arcy Wentworth Thompson, T. G. Bailey, E. von Zach. L. Giles).

7 1933:

1 1—22 H. A. R. Gibb, Studies in contemporary Arabic literature. IV: The Egyptian novel. — 23—31 H. A. R. Gibb, The Islamic background of Ibn Khaldūn's Political theory. — 33—9 A. S. Tritton, Notes on some Ismaïli manuscripts (Mit einer Tafel). — 41—8 Joseph de Somogyi, A Qaṣīda on the destruction of Baghdād by the Mongols. — 49—54 S. A. Rochlin, Early Arabic printing at the Cape of Good Hope. — 55—68 Otto Stein, Graeco-Indian Notes (Pramnai; kampana). — 69—86 H. W. Bailey, Iranian Studies II. — 87—9 J. Przyluski et M. Lalou, Le da drag tibétain. — 91—103 S. Yoshitake, Japanese Names for the four cardinal points. — 105—9 A. Waley, Kono Tabi, a little-known Japanese religion. — 111—5 T. Gr. Bailey, Early Hindi and Urdu poets: No. 5. — 117—31 J. K. Dasgupta, Western influence on the poetry of Madhusūdan Datta. — 133—6 R. B. A. Ray, Yogakṣema. — 137—40 J. R. Firth, Notes on the transcription of Burmese. — 141—77 W. G. Ivens, A grammar of the language of Bugotu, Ysabel Islands. Solomon Islands. — Bücherbesprechungen; darunter besonders eingehend: A. Waley, A Catalogue of paintings recovered from Tun-huang by Sir Aurel Stein. London 1931 (L. Giles). W. P. Yetts, The George Eumorfopoulos Collection Catalogue of the Chinese and Corean bronzes, sculpture, jades, jewellery and miscellaneous objects. Vol. 3. London 1932 (O. Sirén).

Joh. Nobel.

Byzantion 7 1932:

2 433—56 M. Hombert, Bulletin papyrologique VI (1931/2). Wr.

The China Journal 16 1932:

4 157—8 K. C. Wong: Ancient Chinese Jades. Kang Mao (Jade Pendant Seal). — 159—74 R. D. Jameson, On the Making of a Märchen. Chinese Variants. — 174—5 A. de C. S., The Cave Temples of Yün Kang. 5 218—20 Shanghai's Polyglott Population. — 232—3 The Bubbling Well Temple Basket Fair. — 233—7 Intellectual Life and Activities in Shanghai. 6 314—9 W. D. Allen, A Secular Portrait Art hidden in China's Temples. — 319—27 C. Kendall, Magic Herbs. The Story of Chinese Medicine. — 331—4 Ph. D. Dutton, Yü Tao Ho. Pen Sketches of a Shansi Valley. — 334—6 R. Dubois St. Marc, Some Javanese Legends. How Banjuwang came by its Name.

17 1932:

3 105—11 M. H. Duncan, The Tibetan Drama. — 111—4 The Heroic Court Maiden. Translated by Pan Tze-yen. — 119—25 R. V. C. Bodley, The Baduis, an Unknown Race of Java whose Origin and Custom are wrapped in Mystery.

4 151—2 A. de C. Sowerley, The Lytton Report. — 153—5 The Chivalrous Woodcutter. Translated by Pan tze-yen. — 156—9 C. Y. Tang, The History and present Condition of Chiao-tung University. — 159 H. P., Translation of a Poem by the Emperor Ch'ien Lung inscribed upon a Stone Tablet in the Terrace of the Shrine of the Flute Player at Kaifeng. — 164—8 A. E. Lilius, The Colorums. A murderous religious Sect of the Philippine Islands.

5 204—7 Nieh Yin-niang. Translated by Pan Tze-yen. — 208—11 H. Petherton, Higher Education in Shanghai. A Plea for the Foreign Child. — 211—2 Some Chinese Lyric Poems. Translated by D. F. Miao. — 219—24 R. Dubois St. Marc, Some Javanese Legends. The Conversion of Majahpahit to Islamism. — 227—8 China's Four-year Plan.

6 260—5 Ch'ên Yüan-yüan. Translated by Pan Tze-yen. — 265—9 I. S. Coushnir, Chinese Coins without Currency. — 276—82 H. F. Carey, The Romance of the Great River. — 282—7 J. H. Edgar, From Ta-tsien-lu to Mu-p'ing via Yü T'ung.

18 1933:

1 2—7 Tung Hsiang-wan. Translated by Pan Tze-yen. — 8—12 A. E. Lilius, The Fire Walkers of Cavite. — 12—4 D. F. Miao, Artificial Rockeries in Chinese Gardens. — 28—32 A. de C. Sowerby, The economic Development of China.

2 63—6 A. E. Lilies and David T. Boguslav, Flagellantes. The Self-Tormentors of the Philippines. — 66—70 D. F. Miao, China's Encyclopaedic Collection of Her Books.

3 121—5 J. P. Moller, K'ung Ming's Map. — 125—6 In a Trance. Translated by Pan Tze-yen.

4 175—8 A Crow Wife. Translated by Pan Tze-yen. — 179—88 W. D. Allen, Creating a Filipino Art. — 188—91 D. F. Miao, The Discovery of T'ang Dynasty Figures at Lo Chih. — 191—3 J. J. Serebrennikov, Funeral Money in China. — 196—8 W. Fuchs, The Long White Mountain in Manchuria.

E. P. B.

Comptes-Rendus des Séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres 1932:

Juli/Sept. 227—33 P. Montet, Les nouvelles fouilles de Tanis. — 238—60 F. Cumont, Une lettre du roi Artaban III à la ville de Suse. — 265—9 J.-B. Chabot, Nouvelle inscription palmyrénienne d'Afrique. — 271—86 F. Cumont, Nouvelles inscriptions grecques de Suse.

Okt./Dez. 421—5 P. Jouguet, Rapport sur les travaux de l'Institut Français d'Archéologie Orientale au Caire durant les années 1931—32. E. P. B.

The Contemporary Review 142 1932:

804 650—60 W. Steed, After the Lytton Report. — 736—44 C. R. B. Playford, Lorry Jumping in Persia.

143 1933:

805 66—71 J. W. Marsden, The Personnel of the Japanese Army.

806 204—10 R. Smith, Education in Egypt.
807 343—50 L. Lockhart, Into the Stronghold of the Assassins [Alamut, Elburz Mountains, Northern Persia].
809 579—85 R. Coke, Independent Iraq.
810 714—22 C. F. Strickland, The Economic Development of Afghanistan.

144 1933:
89—95 F. Kingdon-Ward, An Expedition into Unknown Asia. E. P. B.

Current History 38 1933:
1 9—17 T. Denett, Japan defies the World. — 47—51 W. C. Bagley, Iraq's Rise to Nationhood.
3 301—7 R. Townsend, China submits to Chaos. E. P. B.

The Dublin Review 96 1932:
383 219—31 C. Roth, Jesus, Conversos and the Blood-Accusation in Fifteenth-Century Spain [über: W. T. Walsh, Isabella of Spain]. E. P. B.

Egyptian Religion 1 1933:
1 Diese neue Zeitschrift, von Samuel A. B. Mercer unter der Aegide der Alma Egan Hyatt Foundation, New York, herausgegeben, sei an dieser Stelle aufrichtig begrüßt. 1—27 Günther Roeder, Die Kosmogonie von Hermopolis (m. 4 Abb. Auf Grund seiner Grabungen, die vielleicht einige der im kosmogonischen Mythus genannten Örtlichkeiten zu identifizieren gestatten, und der wichtigsten Texte). — 28—32 M. Werbrouck, A propos du dieu Bes (m. 4 Abb. Mit Beziehung auf das von Capart in Bull. Inst. Franç. 30, 73 besprochene Londoner Relief werden die Funktionen des Bes und seine Annäherungen an andre Götter diskutiert). — 33—4 Battiscombe Gunn, On the supposed Mention of the egyptian God Reʿ in Exodus (10, 10 רָעָה, unmöglich). — 35—8 Problems, Notes and Reviews (S. A. B. Mercer, The original Behdet [= wahrscheinlich Damanhur]; *Macnaughton, A Scheme of Egyptian Chronology ... [S. A. B. Mercer]; *A. Jeremias, Der Kosmos von Sumer [S. A. B. M.] Wr.

Die Eiche 20 1932:
3 G. Jäschke, Die Religionsfrage in der Türkischen Republik (Zusammenstellung der Tatsachen mit vorsichtiger Beurteilung). R. H.

Elsevier's Maandschrift 43 1933:
1 23—31 F. M. Schnitzer, De vorm van het Baraboedoor (5 Illustrationen). E. P. B.

The Empire Review 56 1932:
383 361—3 G. H. Oppenheim, At Home with the Moslems.

57 1933:
386 146—50 C. F. Meade, Everest: the last great Adventure. — 167—70 Irene Haydon, Indian Poetry. — 179—80 E. M. Enriquez, Burma's lost Opportunity.
387 208—15 Realist, Japan walks out. — 216—22 A. Henderson, Dangers of Indian Student Politics.
388 276—9 E. J. Higgins, India: A Recent Impression.
389 340—4 W. A. Hirst, Our Pledges to India. E. P. B.

The English Review 56 1933:
1 66—76 „Nomad", Leaves from an Eastern Notebook. The Flag.
5 493—502 W. Kirkpatrick, The Case for Japan.
6 653—60 J. O. P. Bland, China's alleged Progress. E. P. B.

Etnolog. Bulletin du Musée d'Ethnographie à Ljubljana 6 1933:
217—53 Niko Županic, Le caractère ethnologique des Tscherkesses du Kosovo polje en Yougoslavie (genaue somatische Beschreibung dieser von den Türken zur Verstärkung der Grenzbevölkerung gegen Serbien hinversetzten Gruppe, heute nur noch 300 Köpfe). Wr.

Folk-Lore 42 1931:
3 91—3 A. Aiyappani, Myth of the Origin of Smallpox. — 294—315 D. Macdonald, Tibetan Tales II.
4 447—64 D. Macdonald, Tibetan Tales III.

44 1933:
1. 93—8 Evelyn F. C. Lake, Some Notes on the Evil Eye round the Mediterranean Basin. E. P. B.

Forschungen und Fortschritte 9 1933:
2 18—9 Helmuth Th. Bossert, Die Datierung des Heiligtums von Yasili-Kaya (m. 2 Abb. einer der 3 Chattušiliš). Wr.

The Fortnightly Review 132 1932:
792 735—43 O. M. Green, The Red Scourge in China. — 744—52 O. Tweedy: A Rolling Stone in Persia. II.

133 1933:
794 172—84 K. Williams, The Persian Oil Dispute. — 185—93 J. Coleridge, Our Position in the Persian Gulf.
796 453—62 O. M. Green, A British Policy for China. E. P. B.

Gads Danske Magasin 27 1933:
Febr. 97—103 N. H. Brønnum, Kolonisation i Afrika. E. P. B.

Geografisk Tidsskrift 36 1933:
1/2 41—52 Sophie Petersen, Mellem Indien og Afghanistan. E. P. B.

The Geographical Journal 81 1933:
1 1—26 H. St. John Philby, Rub 'Al Khali: an Account of Exploration in the Great South Desert of Arabia.
2 97—107 Prince Sixte of Bourbon, Great Routes of the Sahara, Past and Present. — 108—27 J. F. Bock, The Land of the Tebbus (China). — 128—39 H. J. L. Beadnell, Remarks on the Prehistoric Geography and Underground Waters of Kharga Oasis.
3 249—54 F. J. R. R., A Reconnaissance of the Gilf Kebir by the late Sir Robert Clayton East Clayton. — 254—9 P. A. Clayton, The Western Side of the Gilf Kebir.
6 481—500 W. H. Murray Walten, The Mountains and Head-Hunters of Formosa. — 519—26 J. Delacour, Contrasts in the Civilization of Indo-China. — 526—31 Further Remarks on the Kharga Oasis. E. P. B.

Göttingische Gelehrte Anzeigen 195 1933:
1/2 1—16 *G. Jacopi, Scavi nella necropoli di Italiano 1924—28. Scavi nella necropoli di Camiro 1919—20 (Clara Rhodos, Vol. 3—4) (P. Jacobsthal). — 16—24 *A. Maluri und G. Jacopi, Clara Rhodos, Vol. 2 (F. Hiller von Gaertringen). — 59—64 *H. H. Scullard, Scipio Africanus in the Second Punic War (E. Meyer).
3 89—99 *A. Büchler, Studies in sin and atonement in the Rabbinic literature of the first century (H. Duensing).
6 209—15 *The Mahābhārata for the first time critically edited by Vishnu S. Sukthankar. Fasc. 1—5 (R. Fick). — 215—23 *A. Lods, Israël des origines au milieu du VIIIe siècle; *St. A. Cook, The Religion of Ancient Palestine in the Light of Archeology (J. Hempel). — 229—30 *A. Erman u. H. Grapow, Wörterbuch der Ägyptischen Sprache. V. Bd (H. Kees). E. P. B.

Mit einer Beilage der Aschendorff'schen Verlagsbuchhandlung, Münster i. W.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Bes. Sek. Rel - 24